This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

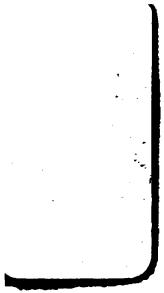
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574859 4



NSL
Inv.A

# Wegmüde.

# Wegmüde.

—•—

Roman

von

Arpad Imre.

Braunschweig.
George Westermann.
1892.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
237518A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Alle Rechte vorbehalten.

Comtesse Senta soll dem unbeschreiblich lieblichen Bilde ihrer Urgroßmutter gleichen, welches, im wurmstichigen, kunstlosen Rahmen, etwas schief, blind und bestaubt, zwischen den Ahnenbildern im unbewohnten Flügel, dem sogenannten Eichensaale, hängt an schlecht getäfelter Wand.

Ausdruckslose, steife, puppenhafte Physiognomien bilden größtenteils die Gesellschaft der dunkeläugigen schönen Frau. Jahr um Jahr sieht sie mit gleicher milder Schwermut, demselben unschuldsvoll flehenden Blick auf die mit unnahbarem Stolz gepanzerten Genossen.

Trotzig und hochfahrend schauten sie auf mich herab — in Fleisch und Blut wäre ich ihnen aus dem Wege gegangen. Da entdeckte



DX24

ich abseits, stiefmütterlich in eine Ecke gehängt, das kleine, mit genialem Pinsel ausgeführte Porträt der reizendsten aller Ahnfrauen ihres Hauses.

Weshalb versteckt man dieses wunderbar anziehende Antlitz mit den großen hilfesuchenden Augen und dem bezaubernden, fein geschwungenen Munde? Da, wo das Licht am spärlichsten, fand es seine verborgene Stelle — rührend resigniert lächelt es aus den sanften Zügen zu mir nieder, tief, tief traurig.

Was hat sie begangen, fragte ich mich, um von ihren Nachkommen so mißachtet zu werden? Hat sie nicht ein neues, edles grünes Reis auf den alten, morschen Stamm gepfropft, hat sie nicht pflichtvoll eine junge, kraftvolle Generation dem alten ehrgeizigen Geschlecht eingereiht? Weshalb verbannt und verstößt man sie?

Ungerecht wollte es mich dünken, daß gerade dieses Bild mit dem träumerisch zarten Ausdruck ungesehen verbleichen soll. Es that mir weh für sie, die einst sicherlich in blühender Jugend fröstelnd

in dem braunen sargähnlichen Eichensaale gestanden — lebensvoll, mit den Rechten einer Lebenden.

Nur widerstrebend und unwillig gab man mir Bescheid, als mich mein Weg wieder einmal an dem Bilde vorüberführte. Ich stand und stand und konnte den Blick nicht lassen von dem kleinen Bildnis.

„Was starren Sie da so unverwandt hinauf — das ist eine gar traurige Geschichte!" sprach der verwitterte Graukopf und setzte noch mürrischer hinzu: „Niemand von uns thut gern derselben Erwähnung — an einer unüberwindlichen Liebe im Herzen ist sie hingewelkt, bis man sie früh in die Gruft hinabgebettet hat. Ihr Gemahl aber ist von dem Tage an ein verbitterter Einsiedler geworden, mit sich und der Welt zerfallen. — So, nun kommen Sie, jetzt wissen Sie genug!"

Ingrimmig zog er mich am Ärmel. Es fehlte mir der Mut, den Alten mehr zu fragen. Meinem wortkargen Führer folgend, warf ich noch

einen Blick empor, im Weitergehen kam es unwillkürlich über meine Lippen: „Arme weiße geknickte Blume!“

— — — — — — — — — — — — —

Daß Senta ihrer Urgroßmutter gleicht, weiß der ernste Graf wohl. Daß ihn diese Thatsache nicht freut, beweist der Umstand, daß er eines Abends mit flackernder Kerze die öden Gänge durchschritt und mit eigener Hand das kleine Bild herabnahm, ungeachtet der dickleibigen Kreuzspinne, welche, aufgescheucht aus ihrem wohligen Gewebe, herauf- und hinunterkriechend, in frecher Familiarität sich endlich auf dem roten Munde niederließ.

Einen Augenblick betrachtete der Graf aufmerksam das Gesicht seiner Großmutter — prüfend, forschend. Finster ruhte sein Auge auf dem süßen, bittenden Antlitz.

„Aberglaube — Unglaube! Verhüt's Gott, verhüt's Gott!“ hörten die dunklen Wände ihn murmeln.

Seitdem aber hängt das Porträt der reizen-

den Ahnfrau an jener traurigen Stelle, wo kein Sonnenſtrahl es jemals mehr zu finden vermag.

— — — — — — — — — — — — —

Achtzehn Jahre alt zu ſein, iſt ein köſtlicher Vorzug. Er ſchmückt nur einmal, und viele grämen ſich ihr Leben lang darüber, daß ſie ihn nie wieder finden können. Ein Paradies der Hoffnung thut ſich in dieſer Lebensperiode auf, in kryſtallenen Schalen ſchlürft die junge Seele Unvergänglichkeit aus jeder taufriſchen Roſe. Noch ſchläft der tödliche Wurm in der Knoſpe — wehe, wenn er zum Daſein erwacht!

Der Lenz verſpricht in gewinnender Anmut Unerreichbares, was der üppigſte Sommer nur zum kleinen Teil erfüllt.

Senta iſt achtzehn Jahre alt.

Eine Fülle roter, großblumiger Diſteln im zwanglos aufgeſchürzten weißen Sommerkleide, faltige, viel zu weite Marſeiller Handſchuhe an den kleinen, ſchmalen Händen, ſchimmernde Perlchen in ihren niedlichen Ohren, den großen Florentiner Hut an blaßblauen Bändern vom Arm

herabhängend, steigt sie lächelnd, mit unnachahmlicher Grazie die grauen, abgespülten Stufen der breiten Freitreppe hinauf. Etwas weniger sinnend könnte ihr Ausdruck sein, einen Schein rosiger ihre zarten Wangen. Die Sonne liebkost ihr dunkelglänzendes Haar, welches in lose geschlungenen Flechten herabfällt.

Oben schließt sich, von plumpen Säulen getragen, eine länglich schmale Terrasse an, lächerliche Drachenfratzen halten den steinernen Vorbau mit einer gewissen Grandezza. Ihre abgebröckelten Zungenspitzen benutzen gerade einige behäbig aufgeplusterte Spatzen, um sich mit einem Zetermordio gegenseitig zu verdrängen. Sandsteinvasen, vom Alter grünlich angelaufen, bilden die niedrige Balustrade; einige sind etwas wackelig auf ihrem Piedestal und sehen mürrisch herunter von der nicht unbedenklichen Höhe. Tiefe Spalten zeigen sich überall, Risse im Gemäuer dicht beieinander. Und doch wie die grauen Steine seit Jahrhunderten zusammengehalten haben, von struppigen Armen des undurchdringlichen Epheus um-

klammert, so werden sie auch noch weitere Geschlechter in gleich griesgrämlicher Weise überdauern.

An der Schloßfront, an welche sich die durch ihre ungewöhnliche Form seltsam pittoreske Terrasse anlehnt, wuchern Rosen wie Unkraut; bunt aneinander schmiegt sich Strauch an Strauch bis unter die schwer herabhängenden Äste der schattigen Lindenkronen.

Aus breiten Alleen, welche der Anmut entbehren, aber die Vornehmheit des altertümlichen Ortes erhöhen, besteht der Park. Soweit das Auge reicht, dehnen sie sich aus. Wie mächtige Leibgrenadiere steht Baum an Baum, die langen Glieder zum Himmel streckend, bilden sie eine melancholische, ernste Truppe. Sauft der Wind hindurch, so stöhnt und ächzt es weit und breit.

— — — — — — — — — — — — —

Nachlässig elegant lehnt Gräfin Waldenfels ein einem niedrigen persischen Sessel; sie blinzelt aus den halbgeschlossenen Lidern in den heißen Mittag hinein, ihre Hand glättet gelangweilt die zerdrückten Cremeschleifen ihres dunkelblauen Plüsch-

herabhängend, steigt sie lächelnd, mit unnachahmlicher Grazie die grauen, abgespülten Stufen der breiten Freitreppe hinauf. Etwas weniger sinnend könnte ihr Ausdruck sein, einen Schein rosiger ihre zarten Wangen. Die Sonne liebkost ihr dunkelglänzendes Haar, welches in lose geschlungenen Flechten herabfällt.

Oben schließt sich, von plumpen Säulen getragen, eine länglich schmale Terrasse an, lächerliche Drachenfratzen halten den steinernen Vorbau mit einer gewissen Grandezza. Ihre abgebröckelten Zungenspitzen benutzen gerade einige behäbig aufgeplusterte Spatzen, um sich mit einem Zetermordio gegenseitig zu verdrängen. Sandsteinvasen, vom Alter grünlich angelaufen, bilden die niedrige Balustrade; einige sind etwas wackelig auf ihrem Piedestal und sehen mürrisch herunter von der nicht unbedenklichen Höhe. Tiefe Spalten zeigen sich überall, Risse im Gemäuer dicht beieinander. Und doch wie die grauen Steine seit Jahrhunderten zusammengehalten haben, von struppigen Armen des undurchdringlichen Epheus um-

klammert, so werden sie auch noch weitere Geschlechter in gleich griesgrämlicher Weise überdauern.

An der Schloßfront, an welche sich die durch ihre ungewöhnliche Form seltsam pittoreske Terrasse anlehnt, wuchern Rosen wie Unkraut; bunt aneinander schmiegt sich Strauch an Strauch bis unter die schwer herabhängenden Äste der schattigen Lindenkronen.

Aus breiten Alleen, welche der Anmut entbehren, aber die Vornehmheit des altertümlichen Ortes erhöhen, besteht der Park. Soweit das Auge reicht, dehnen sie sich aus. Wie mächtige Leibgrenadiere steht Baum an Baum, die langen Glieder zum Himmel streckend, bilden sie eine melancholische, ernste Truppe. Sauft der Wind hindurch, so stöhnt und ächzt es weit und breit.

— — — — — — — — — — — —

Nachlässig elegant lehnt Gräfin Waldenfels ein einem niedrigen persischen Sessel; sie blinzelt aus den halbgeschlossenen Lidern in den heißen Mittag hinein, ihre Hand glättet gelangweilt die zerdrückten Cremeschleifen ihres dunkelblauen Plüsch-

schlafrockes, während sie mit der anderen Hand den Griff ihres roten Sonnenschirmes balanciert. Nervös und ungeduldig bewegen sich die zierlichen Füße auf den alten Quadern hin und her, welche mit verwaschenen, durch die Zeit unleserlich gewordenen Inschriften verwitterten Leichensteinen aus einem alten Friedhofe gleichen, während die ungeduldigen Füße sie gern zu dem weichen Flaum eines orientalischen Teppichs verwandelt sähen.

Die noch schöne Frau gähnt aus Übermüdung und seufzt aus Langerweile. Oder sollte sie jemand erwarten, der nicht kommt?

Plötzlich ertönen Fußtritte auf den Stufen. Die Gräfin richtet sich gespannt auf. In ihren Mienen malt sich Enttäuschung, als sie Sentas schlanke Gestalt erblickt. Mit einem unterdrückten: „Ach, du!“ sinkt sie apathisch in ihren Sessel zurück.

Als wären ihre Gedanken durch die Erscheinung der Tochter in andere Bahnen gelenkt, gleitet ihr Blick an Senta nieder, welche zögernd vor der Mutter stehen bleibt.

„Wie derangiert deine Toilette und wie geschmacklos der grell weiße Atlasgürtel zu dem matten Schimmer des Stoffes! Ich fürchte, Jeanette hat heute wieder ihren traurigen Geschmack geltend gemacht. Zeigt sie dir nur eine weinerliche Miene, so bist du gutmütig genug, ihr die Wahl deiner Garderobe völlig zu überlassen, ihr Urteil ist überhaupt maßgebend in deinen Augen. Es sitzt alles schief! Und die Blumen! Wie abscheulich! Eine unbegreifliche Passion!“

So ist Sentas weißes Musselinkleid der Ungnade der Gräfin preisgegeben; den verwirrten Haaren wird dasselbe Los zu teil. Und der Hut! Statt schützend das anmutige Gesicht zu beschatten, hängt er am Arm. Welcher Verstoß in den lichtscheuen Augen einer angekränkelten Weltdame! Jedem vorwitzigen Sonnenstrahl, der die Zartheit ihres Teints beeinträchtigen könnte, wünscht sie den Untergang.

Kalt und stechend wird der Ausdruck im Gesichte der Gräfin. Sie gilt mit Recht für schön.

In der Nähe tritt allerdings der tiefe Schatten unter den spärlichen Wimpern zu stark hervor, um nicht den Verdacht zu erregen, einem feinen Pinsel bei der Toilette begegnet zu sein. Entgeht es „Ihm“? — Vielleicht hat sein Pincenez Fensterglas.

Ob Senta den dunklen Kopf aus Zerknirschung senkt? Eine Mücke, welche vorübersummt, würde ein schelmisches Lächeln entdecken können.

„O der schöne Schmetterling!“ Der Arm streckt sich aus, ihn zu haschen, das aufgeraffte Kleid gleitet herab, und die Disteln fallen auf den Boden. Erschöpft von der Hitze und dem langen Wege liegen sie mit hängenden Köpfen da. Senta kniet neben ihnen und sammelt den verwelkten Strauß zusammen, ihre Augen füllen sich mit Thränen.

Die Gräfin seufzt achselzuckend, denn sie ist heute in der wenigst anmutigen Laune, in der eine schöne Frau sich befinden kann.

Sentas Blick streift indessen den schattig friedlichen Park; weit in die Ferne verliert er

sich über die stolzen Baumkronen in den blauen Himmel hinein, an dem einzelne weiße Wölkchen dahinziehen. Dem Augenblick entrückt, denkt sie — ja, was denkt sie? — Sinnend genug ist der Ausdruck der dunklen Augen, die sie der Mutter zuwendet.

— — — — — — — — — — — — —

Als Seelenspiegel der Frau gilt das, womit sie sich umgiebt. Die innere Harmonie bedarf der Bethätigung an und um sich. Die edle Weiblichkeit verlangt Würde im kleinsten, sie ehrt, was ihr gehört, Erinnerungen werden für sie lebendig in den toten Gegenständen. Sie erzählen von der seligen Kinderzeit, von Mutter und Großmutter.

Wie still sieht es in den Herzen solcher Frauen aus! Nichts wünschen und hoffen als das, was auf ihrem Wege liegt. Sanft läßt sich der Schlaf auf die Wimpern nieder. Als treue Gattin, selbstlose Mutter wandelt solche Frau an Abgründen wie durch blumige Auen ungefährdet vorüber. Bewunderung schmückt ihr Leben, Segens-

wünſche folgen ihr nach. Leidenſchaften erweckt ſie ſelten.

Im Salon der Gräfin waltet keine Harmonie, weder in der Gruppierung, noch in den Farben. Wie im Laden des Trödlers iſt ein buntes Durcheinander von Gutem und Schlechtem.

Die Gräfin läßt ſich verſtimmt auf eine der Ottomanen nieder, blickt auf die kleine Rokokouhr, erhebt ſich, geht einigemal auf und ab, um in der Thür ihres Boudoirs ſtehen zu bleiben. Unentſchloſſen für alles, ruhelos in der Erwartung eines jemand, der durchaus nicht erſcheinen will.

Sie begegnet ihrem eigenen Bilde auf der geſchliffenen Fläche des hohen Wandſpiegels im breiten roſa Plüſchrahmen. Ein Zug ſtolzer Befriedigung verklärt ihre Züge; ſie lächelt, nimmt einige aufgeblühte Roſen und ſteckt ſie an ihre Bruſt.

Vorläufig wird Senta der üppigen Schönheit der Mutter als Folie dienen — ſo reflektiert die Gräfin — aber bald genug kann ſie in ihrer

eigenartigen Lieblichkeit zur Rivalin erwachsen, und dann? — Wenn die kleine, tiefe Falte um die Mundwinkel schärfer hervortritt, wenn ihre Erscheinung etwas Matronenhaftes bekommt — was dann? — Die Gräfin denkt lange voraus mit Besorgnis an diesen Moment; in verblendeter Eitelkeit, in frevelndem Leichtsinn kamen ihr hilfreiche Gedanken, sie fand einen Ausweg, der die Tochter unschädlich machte, je früher, je besser. Ihrer Frauenlist vertrauend, wird sie handeln. Bethörtes, vergiftetes Mutterherz! schleichen sich nie in das Dunkel deines Sinnens die klaren, unschuldsvollen Augen deines Kindes hinein?

— — — — — — — — — — — —

Soll Senta wirklich, wenn die Herbststürme über Schloß Waldenfels hinziehen, in einen Boden verpflanzt werden, wo sie nie, nie Wurzel fassen wird! Das erste, tiefe Weh zitterte bei diesem Gedanken durch ihre junge Seele.

„Arme weiße Blume" nannte der ernste Graf seine Tochter. Arme weiße Blume zwitscherte wohl auch der Vogel, der vorüberflog, wie er

sie regungslos an derselben Stelle wiederfand. Den kleinen Kopf in das Bett des Epheus gedrückt, schaute sie zum Himmel hinauf; kein Zucken der Wimper sagte, daß Leben in diesem Märchenantlitz sei. Lacht Senta — das thut sie gottlob oft; sie kann so schelmisch dabei aussehen —, dann sind ihre Augen dunkel und leuchtend; schleicht sich aber eine vorahnende Melancholie hinein, was auch nicht selten ist, so verschleiern sie sich plötzlich, werden feucht und unergründlich tief wie Nixenaugen, und gerade Nixenaugen vergißt man sicherlich nie.

„An einem so hellen Sommertage traurig, Gräfin Senta?" sagte eine kühne Stimme neben ihr.

Senta fuhr erschreckt aus ihrem Brüten auf. Nicht angenehm überrascht wandte sie sich dem Unwillkommenen zu:

„Ach Sie, Baron! Schon von der Jagd heimgekehrt? — Wo ist Papa?" setzte sie lebhafter hinzu.

Der so Angeredete stand nun vor ihr und

blickte neugierig mit der Überlegenheit eines Mannes, dem alles erlaubt ist, zu der anmutigen Erscheinung nieder. Mit der Gerte, einem Geschenk der Gräfin, leicht auf seine Reitstiefel schlagend, den langen Schnurrbart wohlgefällig streichend, ließ er sie gleichsam Revue passieren als Kenner weiblicher Schönheit.

„Wie hübsch Sie so sind!“ sagte er galant. „Aber Disteln! wie wenig eignen sie sich für Ihre zarten Händchen; ich möchte statt ihrer Rosenblätter hineindrücken!“

„Disteln eignen sich besser für mich, als Sie anzunehmen scheinen, Herr von Steinberg. Rosen haben zwar auch verwundende Dornen, aber Disteln ohne Handschuh anzugreifen, scheut sich wohl jeder von vornherein. Doch Verzeihung,“ unterbrach sie sich kühl, „Papa erwartet mich am Zwinger zur Fütterung der von der Jagd zurückgekehrten Bracken.“ Damit glitt sie schnell an ihm vorüber. Er sah ihr nach wie jemand, der die flüchtige Begegnung gern verlängert hätte.

— — — — — — — — — — — —

Herr von Steinberg ist Hofmarschall in K. Vor einigen Jahren machte der Fürst seine Bekanntschaft in Nizza und fand alsbald Gefallen an seiner geistreichen, witzsprudelnden Unterhaltung. Er zog ihn in seine nächste Umgebung und überhäufte ihn mit Gnadenbeweisen. Es dauerte nicht lange, so hatte Herr von Steinberg des Fürsten volles Vertrauen gewonnen, worauf er seine spätere Laufbahn begründete. Im Winter folgte er einer huldvollen Aufforderung nach K., und dort verwirklichte er seine Pläne. Leichter, als er gedacht, gewann er immer mehr Terrain, bis der Fürst ihn gnädig zum Hofmarschall ernannte. Dieser und jener zwar brachte pikante Details über die sehr bewegte Vergangenheit des neuen Hofmarschalls; man munkelte Verschiedenes, was der Beweise entbehrte. So blieb seinen Feinden, deren es nicht wenige gab, nicht anderes übrig, als bonne mine au mauvais jeu zu machen.

Mit hervorragender Weltgewandtheit wußte Steinberg seine frivole Lebensanschauung zu verbergen, seine eleganten Formen gaben ihm sogar

ein Übergewicht, welches er geschickt auszunutzen verstand. Als mangeur de cœur fühlte er sich bei jeder schönen Frau heimisch. Seine kleinen Gesellschaften galten als besonders amüsant; nach ihnen zu schließen, mußten seine Finanzen ausgezeichnet verwaltet sein. Gräfin Waldenfels übernahm dabei die Pflichten der Honneurs, was ihr jedesmal einen bestimmten Scherz des Fürsten eintrug, der ihren toleranten Ohren höchst schmeichelhaft klang.

Im Sommer war Herr von Steinberg ein nicht selten gesehener Gast der Gräfin in Waldenfels, die mit Wärme erklärte, es seien die einzigen Tage, wo ihr die drückende Einsamkeit willkommen wäre. Diese so unumwunden zur Schau getragene Freundschaft der schönen Frau schmeichelte ihm. Ob diesmal auch seine Gefühle einen entschiedenen Charakter angenommen, ließ er unerörtert. Er begnügte sich mit der Thatsache, daß ihm die Gräfin unumgänglich notwendig geworden.

Des Grafen kalte Höflichkeit genierte ihn

wenig; mit zuvorkommender Gewandtheit verletzte er nie die erforderlichen Dehors ihm gegenüber, mehr als das, er bemühte sich um des Grafen Gunst, je abweisender sich dieser verhielt.

— — — — — — — — — — — — —

Etwas verdutzt sah der sonst so verwöhnte Hofmarschall der schlanken Gestalt Sentas nach, als sie, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen, in der hohen Bogenthür des Schlosses verschwand.

„Sieh, sieh, wie keck die Kleine geworden! Aber hübsch ist sie, das muß man ihr lassen!"

Weshalb waren ihm ihre Augen nie vorher so dunkel erschienen?

Eine Distel, die, ihrer Hand entfallen, verkümmert am Boden lag und der sein Fuß eben den Todesstoß geben wollte, hob er zwar vorsichtig, aber doch entschieden genug auf, hielt sie einen Augenblick, wie in Gedanken versunken, in seinen weißen gepflegten Fingern, lachte — und steckte sie in das Knopfloch seines roten Fracks.

„Es wäre schade um diese wilde Blume, sollte

ſie unter ihren glänzenden Schweſtern einſam verwelken!“

Dabei brach er zerſtreut eine volle rote Nelke, welche zwiſchen den kunſtvoll arrangierten Vaſen neben dem Fauteuil der Gräfin duftete, ſog ihr berauſchendes Aroma ein — und warf ſie fort.

* *
*

Vor dem Diner verſammelt ſich die Geſellſchaft im Salon der Gräfin, welche in raffinierteſter Toilette eine heitere Laune zur Schau trägt. Ihre ganze Erſcheinung atmet jetzt Lebendigkeit und erkünſtelte Jugend.

Die ſchwarzen Spitzenärmel öfters zurückſtreifend, um die Reize des vollen weißen Armes zu zeigen, widmet ſie ſich ihren Gäſten mit der Sicherheit, welche die allgemeine Bewunderung ihr verleiht. Die Herren küſſen ihr die Hand, huldvoll und intim lächelt ſie jede der eintretenden Frauen an, junge Mädchen knixen wohlerzogen. Zwei Schweſtern ziehen ſich in die äußerſte Ecke

zurück, eifrig überlegend, wer sie zu Tisch führen wird.

Sehr stattlich nimmt sich die eben geadelte Frau von Strewe aus; ihr Mann hofft ins Abgeordnetenhaus zu kommen und fühlt sich nirgends so wohl als in Gesellschaft von Grafen. Neben ihr steht eine Dame, die den Schieber ihrer Uhrkette bei jedem Wort hinauf- und hinuntergleiten läßt.

Ein gedrungener junger Mann, seit einigen Monaten Besitzer eines von seinem Oheim ererbten Gutes, mit roten Haaren und blombierten Zähnen, läßt keinen Blick von der Gräfin, welche interessiert fragt, ob sein neugebauter Kuhstall fertig ist.

Der Graf unterhält sich in einer Nische mit zwei älteren Gutsbesitzern. Der eine trägt eine goldene Brille und sieht klug aus; der andere stimmt dem Grafen in allem bei. Die Konversation scheint Politik und neue Gesetze angeregt zu behandeln. Die Züge des Grafen sind ernst; mit der rechten sich auf einen leichten venetiani-

schen Tisch stützend, ist seine Rede zündend, wie sein ganzes Auftreten, jede Situation beherrschend, erhaben über die Alltäglichkeiten seiner Umgebung. Man würde glauben, der zerbrechliche Gegenstand könne die Wucht einer solchen Reckengestalt nicht tragen.

Mißtrauisch gleitet der Gräfin Blick über die duftige Erscheinung der Tochter, unmotiviert eifrig ruft sie ihr zu: „Schließe die Balkonthüren, Senta!“ und sich dem Hofmarschall wieder zuwendend: „Es dringt plötzlich kühl herein.“

Sentas Wangen färben sich. Ein frischer Hauch weht sie an, wie es vor Sonnenuntergang geschieht. Die Strahlen schleichen sich wie zum verfrühten Abschied an die elfenhafte Gestalt heran. Welch einschmeichelndes Völkchen, diese Sonnenkinder! Sie huschen bald hier-, bald dorthin, alle Gegenstände, die sie umgaukeln, in Gold tauchend. Auch Senta steht, von Licht umflossen, zwischen dem Kampf des scheidenden Tages und der bald hereinbrechenden farblosen Dämmerung. Ihre herabgeglittenen Hände haben sich unabsicht-

lich, als müsse es so sein, zum Gebet gefaltet; es sind Hände, wie sie nur der ersten Jugend eigen: schmal, edel geformt, durchsichtig, eine psychische Hand — aber keine, die etwas erlebt hat, die sich schmerzlich zum Himmel emporgerungen in unnennbarem Weh, oder in einer anderen gelegen zum ewigen Abschied. Man sagt, Leid und schlaflose Nächte prägen sich in einer Frauenhand aus, sie durchgeistigen sie.

„Wie oft sehe ich dich noch hier untertauchen!" kam es von ihren Lippen.

„Darf ich um die Gnade bitten, Comtesse?"

Sie wirft den dunklen Kopf leicht zurück und legt ihren Arm in den des rothaarigen Gutsbesitzers.

Silberne Schalen mit Früchten und den letzten Sommerblumen, schimmerndes Glas und schäumende Weine mit reichem Menu, ein Durcheinander von Stimmen, helles Lachen, das leichte Rauschen von Seide, ein feiner Zug durch das Schließen und Öffnen der Fächer, hinter denen Neckereien und nichtssagende Komplimente hin-

und herfliegen, die Heiterkeit der Gräfin, welche zu erhöhter Stimmung aufmuntert — das kontrastiert wunderbar mit der dunklen, prunklosen Ausstattung des altertümlichen Speisesaales. Auf den schweren eichenen Stühlen saß schon mancher Waldenfels aus alter Generation; in den geschnitzten Truhen, der Wand entlang, wurde Linnen verwahrt, dessen Gespinst jeder Ahnfrau würdig.

Des Grafen Auge ruht prüfend auf Senta, welche die tausend Fragen ihrer Nachbarn wortkarg beantwortet. Täuscht er sich oder ist seine Blume heute einen Hauch bleicher?

Die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen des Grafen tritt fast drohend hervor, ein schneller Blick streift das Paar ihm gegenüber. Die Gräfin hat, wie unbewußt, ihre Hand auf den Arm des Hofmarschalls gelegt und sich lachend an die hohe Lehne ihres Stuhles zurück geneigt. Einen Augenblick blitzt es in den Zügen des Grafen finster auf, bis sein Blick dann bei der Tochter verweilt.

Ähnlichkeit! — war denn eine Ähnlichkeit? Sollte hier die selbstherrschende Natur ihr Höllenspiel treiben? Art läßt nicht von Art! Kann es, darf es sein? Dann giebt es keinen gerechten Gott! Soll das der höhnende Lohn sein für ein Leben voll Entbehrung und schwer beleidigten Stolzes? Sein Kind, das Licht seines vereinsamten Herzens! Darf der Mensch sich Ideale schaffen, für sie ringen, ihnen alles opfern, Ehre, Glück, Grundsätze, um endlich vielleicht nur den tödlichen Biß der Schlange zu empfangen und sein Phantasiebild in Scherben zu seinen Füßen zu sehen?! Die Gräfin reicht gerade Herrn von Steinberg kokett die Hälfte einer saftigen Birne, als der Graf seine Nachbarin, Frau von Strewe, welche den Ehrenplatz an seiner Seite im Vollgefühl ihrer neuen Würde einnimmt, mit einer gewissen Hast bittet, die Tafel aufzuheben; man verlöre zu viel von dem schönen Spätsommertage, er proponiere den Kaffee auf der Veranda zu nehmen.

Senta atmet auf, als ihr die würzige Luft

entgegenſtrömt. Einige Herren verſuchen ihr Glück bei der kalten kleinen Schönheit, ihr zurückhaltendes Weſen ernüchtert ſie aber bald.

Es werden Spiele auf dem Raſenplatz vorgeſchlagen, ein etwas verblühtes Mädchen mit gutem Namen und wenig Vermögen dominiert bei der Jugend. Bald verlieren ſich einige Gruppen im Park, hier und dort ſchimmert ein helles Kleid durch die vergoldeten Blätter, hinter einer Taxushecke kichert es anmutig.

Senta blieb allein an einer Biegung des Weges ſtehen, niemand beachtete es, ſie zögerte, dann eilte ſie flüchtigen Fußes die lange, ſchattige Lindenallee entlang, an einer Wieſe vorbei — da lag der Wald. Als die erſten Tannen ſie ſchützten, wurde ihr Schritt langſamer, ihre Augen glänzten, ein Lächeln lag auf ihren Lippen. Der Gazelle gleich lauſchte ſie in das Dickicht, die hereinbrechende Dämmerung hüllte die Stämme in ein myſtiſches Licht. Die Blumen, im duftigen Moos verſteckt, ſchloſſen ihre Kelche, eingewiegt vom Schlummerlied der Baumwipfel, geht

ein leiſes Flüſtern durch die Natur — ein Traumeswehen überall. Das aufgeſcheuchte Wild am ſchilfbewachſenen Ufer ſprang davon, der Waſſervogel flatterte ängſtlich aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, es krachen die Äſte — der Vogel fürchtet den Wilderer. Senta hört alles, ſieht alles. Mit wonnigem Verſtändnis lauſcht ſie den Waldſtimmen, ſie breitet die Arme aus: Hier iſt meine Welt! Sie iſt größer, herrlicher als die da draußen!

Der Mond ſtand am Himmel. Die junge Gräfin ſchlug einen ſchmalen Fußweg ein. Ein Gewäſſer ſchlängelte ſich durch Wurzeln und Steingeröll, mutig ſchaffte es ſich Bahn, wurde mit jedem Jahr unbändiger, riß ſchon manches Stück Erde wild mit ſich fort. Immer ſteiler wurde der Pfad bis zur Nordſeite des Schloſſes, der Mond verſilberte die Bogenfenſter, welche den gewölbten Kellern und Wirtſchaftsgebäuden angehörten. Eine bemooſte Steintreppe, nur ſelten betreten und halb verfallen, bildete den Schluß. Senta kannte jede Stufe, die Gefahr achtete ſie nicht.

Die letzte Stufe — und sie war oben. Hier wucherte Gras und Unkraut, früher konnte der kleine Platz vom Schloß bis zum Abhang wohl ein Ziergärtchen gewesen sein. Einzelne Steinklötze mit zerbrochenen Gestalten — hier fehlte einem Amor das Bein, dort war ein Ungetüm herabgestürzt und hatte sich nicht nur die Nase, sondern auch den Hals gebrochen — deuteten wohl darauf hin. Aber lang war es her.

Ein Stern nach dem anderen tauchte am Firmament auf — sie hätte sie zählen mögen; doch wer darf, wer könnte das?

Da zitterten weiche Töne durch die Nacht; erst drangen sie schmelzend leise, kaum hörbar zu ihr, immer mächtiger aber schwollen sie an.

Eine zurückgedrängte Leidenschaft vibrierte hindurch, als zöge ein Jugendtraum von Glück und Liebe, ungestilltes, glühendes, sehnendes Hoffen über die Saiten hin — ein sanftes Wehen dann, dem Südwind gleich, der in Cypressenzweigen über Gräbern spielt.

Sentas Lippen öffnen sich, ihre Arme fallen

herab, ihre Augen hängen an den hellen Fenstern des Schlosses. Überraschung und Freude erfüllen sie. Früher hatte sie oft diesen Klängen lauschen dürfen, die sie wunderbar ergriffen; seit der Graf aber immer in sich gekehrter und ernster wurde, waren sie verstummt. Sie seufzt — o, wie liebt sie ihren Vater!

Einige Übergänge aus dem Liede:

Wär ich geblieben doch auf meiner Heiden —

Was war das? Eine klare Männerstimme, aber ohne Schmelz, intoniert:

Da hätt ich nichts gewußt von all dem Leiden,
Bleiben, ach, darf ich nicht und kann nicht scheiden.

Wie eine französische Chansonnette vorgetragen. Es klingt wie Ironie.

Senta, ihrer Erregung kaum mächtig, drückt die Hände fest gegen das Herz, stürzt den Weg zurück und stößt die schwere Eichenthür des Schlosses auf; sie fliegt die Treppe hinauf, an den beschäftigten Dienern vorüber und steht, hoch aufatmend, auf der Schwelle.

In der Mitte am Flügel ſitzt die impoſante Geſtalt ihres Vaters, ſeine Hände ſpielen mit den Taſten. Die Damen trinken Thee und lauſchen andächtig, nur die Gräfin ſieht abgeſpannt aus wie am Morgen.

An den Flügel gelehnt, mit der linken Fußſpitze ſpielend, während ſeine weißen Finger die Melodie am Rande des Inſtruments flüchtig accompagnieren, ſteht der Hofmarſchall und ſcheint ſehr befriedigt von dem Wohllaut ſeiner eigenen Stimme. Senta ſieht nichts, ſie empfindet nichts, ſie iſt nur von dem einen Gefühl hingenommen, welches eine fremde innere Stimme ihr zuraunt, daß mit ihres Vaters Spiel der Hofmarſchall nichts gemein haben darf.

Sie ſteht plötzlich vor ihm, es zuckt um ihre Mundwinkel vor tiefer Erregung. Sie tritt noch näher an ihn heran, ihr Atem ſtreift ihn. „Sie ſollen dieſes Lied nicht entwürdigen, das in ſeiner rührenden Einfachheit mir heilig iſt! Kennen Sie dieſe Sehnſucht, die lieber ſtirbt als aufgiebt, was ſie beſeſſen, die krankt an verlorenem Glück?

Verſtänden Sie die Worte des Liedes, Sie tändelten nicht mit ihm!"

Der Graf iſt aufgeſtanden, er ſieht ſehr bleich aus, man macht ihm Elogen und umringt ihn.

Die hohe Stirn des Hofmarſchalls hat ſich einen Moment gerötet, die grauen Augen ſchießen drohende Blitze, ein unedles Flackern irrt über ſeine Züge. Kurz und unmelodiſch auflachend verbeugt er ſich galant: „Sie geben mir Gelegenheit, Comteſſe, Sie heute zum zweitenmal zu bewundern. Ich gratuliere zu der Gelehrigkeit der jungen Weltdame, welche, kaum flügge geworden, ſchon die charmanteſten kleinen Angriffe wagt, als Vorſchule für die erſte Saiſon, wo neue Freunde die alten erſetzen ſollen, die ſie ſicher würdiger belohnt für das Hangen und Bangen, Niederſchmettern und Emporziehen. Darf ich Ihnen die Hand küſſen, Comteſſe, und Ihnen Glück wünſchen zu einem Erfolg, den ich vorausſehe."

Sie mißt ihn kalt vom wohlfriſierten, ſtark parfümierten Scheitel, durch den ſich die erſten, künſtlich verborgenen, grauen Fäden ziehen, bis

herab auf die unruhigen Füße, die in schwarzseidenen Strümpfen und Lackschuhen recht selbstbewußt auftreten. So stehen sie sich gegenüber.

Sentas Augen umschleiern sich, die eben noch flammenden Sterne nehmen ihre Nixennatur an, jenen Schimmer, von welchem man sagt, daß man ihn nie vergißt.

Die Wagen werden gemeldet. Es entsteht ein Durcheinander von Verabschieden, Grüßen und Lächeln — das kleine, peinliche Intermezzo wird ignoriert im allgemeinen Aufbruch. Empfiehlt sich auf dem Lande einer der Gäste, so folgen die anderen, es kommt nur darauf an, wer die Rolle des Leithammels übernimmt.

Herr von Steinberg scheint in vortrefflicher Laune, als wäre nichts Außergewöhnliches geschehen. Er findet für jeden einzelnen liebenswürdige Worte, hüllt diesen oder jenen in die Gnadensonne seines fürstlichen Gebieters ein.

Der Gräfin den Arm reichend, die sich vielleicht zu nahe an ihn anschmiegt, geleitet er sie in das daneben befindliche Boudoir.

Die meiſten ſind, wie immer, mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen und haben die flüchtige Scene mit Senta kaum beachtet. Einige faſſen ſie als Koketterie auf und meinen: „Wer hätte das gedacht! Sie iſt in beſter Schule bei der Mutter.“ Andere drücken ſich ſchläfrig in die Wagenkiſſen, blinzeln mit den Augen und gähnen vor ſich hin.

Senta fühlt, daß ſie übereilt gehandelt; was denkt der Vater von ihr?

Sie verabſcheut den Freund ihrer Mutter, das empfindet ſie plötzlich — das Gefühl hat in ihr geſchlummert und iſt plötzlich leidenſchaftlich, rückhaltlos erwacht.

Nebenan liegt die Gräfin nachläſſig in einem Lehnſeſſel, vor ihr ſteht der Hofmarſchall mit verſchränkten Armen. Die Tochter hört die erregte Stimme der ſchönen Frau, wie ſie ſagt: „Mein Freund, Sie haben ſich über das überſpannte Ding geärgert, Sie ſehen ſelbſt, daß mein Mann alles billigt, was die kleine Verzogene thut. Wie es meine Nerven irritiert — wäre ſie nur erſt untergebracht!“

Ein Schatten fällt auf den perſiſchen Teppich, die Portieren rühren ſich leiſe, als hätte ſie jemand geſtreift, aber es bleibt ſtill; im Boudoir ſinken die Stimmen zum Flüſterton — arme weiße Blume!

Das Rollen der letzten Wagen iſt verklungen, in der Halle ſteht noch hochaufgerichtet der Graf, der Mond verklärt ſeine edle Geſtalt, er ſieht in den Sternenhimmel über ſich — was mag der ernſte Mann denken?

Eine leichte, ſchüchterne Hand legt ſich auf ſeinen Arm, verſchleierte Augen blicken zu dem dunklen Männerantlitz auf: „Vergieb!“ flüſtert eine bittende Stimme, „ich konnte nicht anders, Gott allein weiß, weshalb.“

Sie flieht fort wie ein ſcheues Reh, ein Gefühl von Vereinſamung überkommt ſie. Sie drückt den Kopf in die Kiſſen, zum erſtenmal weinen ihre Nixenaugen Thränen, die das Herz nicht leichter machen; der Mond ſieht ſie und verſchwindet hinter einer Tauwolke — arme, weiße Blume!

— — — — — — — — — — — — —

Die alte Jeanette, vom Hausperſonal Fräulein Jeanette tituliert, ſtand am anderen Morgen am Himmelbette ihres „Lieblings", wie ſie Senta ſeit dem Augenblick nannte, wo man ſie ihr ſehr klein, ſehr zart, aus einem Spitzengewühl herauslugend, in den Schoß gelegt hatte. Es war ſchon lange her, und doch war jener Moment der wichtigſte geweſen, den die treue, ſelbſtloſe Seele aufzuweiſen vermochte. Kein Tag trennte ſie mehr von dem anvertrauten Kleinod.

Wenn die Gräfin, abſorbiert von immer neuem geſellſchaftlichem Trubel, oft kaum eine freie Stunde für das liebliche Kind erübrigen konnte, dann war Jeanette die treue, aufopfernde Hüterin der kleinen früh Vereinſamten. Unermüdlich ſchafften ihre nie ruhenden, fleißigen Hände für Sentas äußerliches Wohl, aber ſie legte auch manchen guten Keim in die junge, empfängliche Kinderſeele.

So war ſie ihrer kleinen Herrin unentbehrlich. Waren doch Sentas früheſte Erinnerungen mit dem guten, alten Geſicht verknüpft. Sie er-

blickte ein hoch zu haltendes Familienstück in Jeanette, welches man wohl manchmal etwas quält, aber immer in Ehren hält. „Jani“ mußte die großen Freuden und die kleinen Leiden getreulich teilen, sie empfand kein Gefühl von Neid, wenn die Kleine jubelnd und leidenschaftlich die Ärmchen um den Nacken des Grafen schlang, sie wendete wohl das Haupt, um eine Thräne zu zerdrücken — aber nicht, weil sie es dem ernsten Manne mißgönnte.

Der Graf war unermüdlich thätig. In der nicht fernen Residenz lag das Feld seiner selbst gewählten Pflichten; treu opferte er seine Geisteskräfte für ein hohes Ziel. Unermüdlich fortstrebend, in nie ruhender Arbeit, rieb er sich schonungslos auf; oft sah man ihn Tag und Nacht am Arbeitstisch, und wollte man ihn bewegen, sich auszuruhen, so erwiderte er fest: „Jede Stunde kann Scheidestunde sein, und ich muß noch viel schaffen, ehe ich schlafen gehe!“

Ob ihm früher die alten, ehrwürdigen Linden von Waldenfels eine andere Weise in die Seele

gerauscht, ob sie ihn heute mahnten an unerfülltes Hoffen und Sehnen? — — Er war fremd am eigenen Herd, ihm war nie des Hauses friedliches Behagen beschieden; keine weiche Frauenhand strich ihm die Sorgen von der erhitzten Stirn; niemand harrte seiner liebevoll nach angestrengter Thätigkeit — es war so vieles anders gekommen, so manches Erträumte unerfüllt geblieben.

Die Familie der Gräfin stammte aus vornehmem ungarischem Magnatengeschlecht. Zerrüttete Verhältnisse hatten nach und nach das einst immense Vermögen aufgezehrt, die in Glanz und Überfluß erzogenen Töchter suchten nach des Vaters Tode mit der kränklichen, durch das Schicksal gebeugten Mutter eine bescheidene Existenz in Wien zu gründen. Trotzdem wußten die hübschen pikanten Mädchen sich bald zu bewunderten Sternen der eleganten Gesellschaft emporzuschwingen. Als sich nun eine gute Partie für die ältere bot, mußte das Los der jüngeren, bei weitem schöneren, wohl auch bald gesichert werden.

Graf Waldenfels, der junge, vornehme Attaché, verliebte sich nur zu schnell in die gefeierte Ungarin. Mit einer glühenden, blind machenden Leidenschaft im Herzen bedachte er nicht die Gefahren dieser Verbindung und entwaffnete die Vorurteile seines alten Vaters, welcher wenig Sympathien für die Erwählte seines Sohnes besaß und weit lieber eine Tochter mit ruhigem deutschem Blut aus altem germanischem Adel ans Herz gedrückt hätte. Widerstrebend nur kam die überselig machende Einwilligung.

So zog die schöne, lebenslustige junge Gräfin in die grauen, alten Mauern ein — sie fröstelte, als ihr feiner Fuß auf die kalten, feuchten Steinfliesen trat; ihr Gemahl lächelte stolz, ihm war das Stammschloß seiner Ahnen nie düster erschienen.

Mit den Flitterwochen schwanden bald die Illusionen für das junge Paar. Sentas Erscheinen wob zwar dann auf kurze Dauer wieder ein neues Band um die entfremdeten Herzen, aber auch in Bezug auf das Kind fehlte gegen-

seitiges Verständnis. Und so ging ein Ereignis, von dem der junge Graf so viel für seine Ehe erhofft hatte, fast spurlos vorüber; nur daß später zwei dicke Kinderhändchen liebkosend über die Züge des immer in sich gekehrten, ernsten Mannes glitten und ein rosiger Mund Schmeichelworte stammelte.

Die schöne Mutter in den neuen, wechselnden Toiletten mit den vielen blitzenden Steinen erschien dem kleinen Mädchen wie eine Lichtgestalt aus Janis Märchen, sie sah sie im Traum, und gerade weil die Gräfin nur sehr selten den abgelegenen Flügel des Schlosses betrat, wo Senta mit ihrem Hofstaat — der aus Jeanette, einer deutschen Erzieherin und einer französischen Bonne bestand — als verwöhnte kleine Königin herrschte, blieb die lächelnde, anmutige Mutter eine unerreichbare Vision für ihr Kind, ein heller Punkt in dessen einförmigem, kleinem Leben.

Mit ihrem Gemahl traf die schöne Frau fast nie bei der Tochter zusammen. Senta erinnerte sich, daß die Mama einmal gereizt geäußert: ob

er denn nicht endlich nachgeben und einwilligen wolle, daß ſie mitgenommen werde nach K. Sie vergaß nie, wie bleich und finſter da der Vater geworden und wie zürnend ſeine Stimme klang, als er kalt erwidert hatte: „Solange du nicht die Erziehung deines Kindes, wie jede pflichtgetreue Mutter, ſelbſt leiteſt und das geſellige Treiben einſchränkſt, wird Senta Waldenfels nicht verlaſſen.“

Die hübſche Mama erſchien ſeitdem noch ſeltener bei ihr.

Der Graf dagegen benutzte jede Unterbrechung ſeiner ruheloſen Thätigkeit, um den einzigen Lichtſtrahl ſeines vereinſamten Lebens leuchten zu ſehen; auf Stunden ſah man ihn im Schloßflügel, wenn ſie auch ſchlafloſe Nächte forderten. Er legte am Abend die feſte Hand auf den dunklen Kinderkopf, wenn Senta zwiſchen Wachen und Träumen ihr Abendgebet ſprach. Ob ſie den tiefen Sinn begriff? Wohl noch kaum! Aber es war doch ſchön, wenn der Papa dann leiſe ſagte: „Die Engel mögen dich behüten, meine weiße Blume!“

In K. war des Kindes Existenz fast unbekannt; nur wenige hatten das liebliche Mädchen, vielleicht flüchtig bei einem Sommeraufenthalt in Waldenfels, gesehen, und wenn man sich auch über die seltsame Erziehungsmethode wunderte, wobei immer der selbstlosen Gräfin, welche so ergeben den tyrannischen Starrsinn ihres Gatten erdulde, Bedauern gezollt wurde, so konnte man doch unmöglich lange dabei verweilen, es gab viel interessantere Dinge, jeder Tage brachte das Seine, und so fiel Senta auch hier bald genug der Vergessenheit anheim.

— — — — — — — — — — — — —

Heute nun war Jeanette ganz aus dem Häuschen. Die große, blütenweiße Mullhaube balancierte bedenklich hin und her, des Lieblings regelmäßige Atemzüge drangen an das Ohr der unruhig Lauschenden, die Sonne stand schon hoch am Himmel und doch erwachte das junge Mädchen nicht. Das war eine Ausnahme und solche war man nicht gewohnt in Jeanettes regelmäßiger Tageseinteilung. Die Spitzenvorhänge blieben

zugezogen, und die Sorge der treuen Seele stieg von Minute zu Minute.

Schon länger empfand sie eine nicht zu deutende Vorahnung, daß Senta ein Unheil drohe, sie bezeichnete jenes Empfinden kurzweg als „Druck auf dem Herzen". Dieses Gefühl verstärkte sich heute, es schmerzte fast körperlich. Die neuesten Ereignisse hatten Jeanette mißtrauisch gemacht; die plötzliche Umwandlung der Gräfin, die nie gekannte Fürsorge, mit der sie der Tochter jetzt begegnete, wiewohl sie sich nur auf Sentas äußere Erscheinung bezog, raubten ihr den Atem. „Es lauert etwas dahinter!" sagte sie, und nahm sich vor, die Augen offen zu halten.

Mächtige Koffer, direkt aus Paris, enthielten Toiletten für Senta; die einfachen, fast klösterlichen Kleider befahl die Gräfin zu beseitigen. Eine fremde Zofe, die, aus der Residenz verschrieben, Jeanette frech und ungehörig von oben herab behandelte und mit Gewandtheit und selbstgepriesener Geschicklichkeit den Dienst bei ihrer jungen Herrin allein versah, wurde von der guten

Jani unumwunden „eine hergelaufene Perſon“ genannt. Aber was half's? Durch ihre vertraute Kammerfrau hatte die Gräfin dieſen Zornesausbruch erfahren; ſie ſchickte nach Jeanette und verbat ſich ſtreng dieſe wie jede andere Einmiſchung in ihre Befehle. Der alten Seele traten große Thränen in die Augen. Undank iſt der Welt Lohn! Wollte ſie denn Dank? O nein! nur ihres Lieblings Glück. Wie ein Hund hätte ſie gern an Sentas Thür gekauert, wenn nur der Druck auf dem Herzen nachgelaſſen, aber der verſtärkte ſich. Seitdem ſtand es bei Jeanette unwiderruflich feſt, daß die guten, frohen Tage für immer dahin ſeien.

Zilla huſchte eben, halb vergraben unter den leichteſten Sommergarderoben, den duftigſten Stoffen und Spitzengeweben, durch Sentas Schlafgemach. Mit Berechnung breitete ſie die Pariſer Kunſtwerke im Toilettenzimmer aus, alles mit Kennerblick überſehend. Wie gern hätte ſie ſich ſelbſt damit geſchmückt! und ſtanden ihr die ſchönen Sachen nicht viel beſſer als der ungeübten

Besitzerin, welche so unwillig eins der neuen Kleider wählte? Wie ungerecht doch das Leben sei, seufzte Zilla, wie sich einige quälen müßten, die doch wahrlich zum Herrschen geboren wären!

Ihre Reflexionen wurden durch ein Klopfen unterbrochen; sie ließ aus Schreck die Perlennadel fallen, die sie sich eben vor dem Toilettenspiegel vorhielt, und lief zur Thür.

Johann, des Grafen Kammerdiener, sieht durch die Spalte. Die steife Haltung, die unnahbare Miene, der tadellose Frack mit goldenen Knöpfen, das graue Haar, welches seiner kränklichen Gesichtsfarbe ein Graugelb verleiht, leicht toupiert, läßt den perfekt geschulten Kammerdiener erkennen; er sieht alles, hört viel, aber er spricht nie. Er hält sich für einen großen Mann. Die spitze Nase rümpfend, prahlt er der Dienerschaft gegenüber: „Wir sind zwar bürgerlich, aber doch aus alter Familie, denn mein Urgroßvater ererbte schon von seinem Vater das hohe Amt des gräflich Waldenfelsschen Kammerdieners.“ Wenn seine Kollegen es auch nicht eingestehen wollten, es

imponierte ihnen doch; man räumte ihm eine besondere Stellung ein und störte ihn nur ungern, wenn er morgens noch vor dem Grafen die Zeitungen las und mit wichtiger Miene Tagesfragen bei einer Tasse Kaffee verhandelte. Er flößte Respekt ein! Nur Fräulein Jeanette, vor der er in jungen Jahren einen Kniefall gewagt, der ihm eine derbe Ohrfeige eingetragen, ließ er als gleichberechtigt gelten; ja, ihr gegenüber zeigte er eine entschiedene Ritterlichkeit.

Als nun statt Jeanettes weißer Haube Zillas schlanke Taille erschien, änderte sich seine wohlwollende Miene; von oben herab entledigte er sich des gegebenen Befehls, „daß Frau Gräfin die Comtesse in der Bibliothek zum Dejeuner erwarte."

Die Gräfin nahm die Schokolade immer im Bett und zeigte sich nie, ehe sie nicht Toilette gemacht hatte; es mußte sie also eine Sache von Wichtigkeit heute aus den weichen Federn aufgescheucht haben.

Senta öffnet die schlaftrunkenen Augen. Jani

hat bei Zillas Eintritt das Zimmer verlassen. Sollte ein sanfter, nächtlicher Traum die Eindrücke des Abends von ihrer jungen Seele geküßt haben? Ach nein! Ein verirrter Vogel fliegt gegen die Scheiben und flattert ängstlich zurück. Senta legt beklommen die weißen Hände an den heißen Kopf — was vermochte ein Tag!

Zilla hat die letzte blaßblaue Schleife an dem duftigen Morgenkleide befestigt und fast ein ganzes Glas Chypre auf das durchsichtige Gewebe des Taschentuchs verschüttet. Das bleiche, zerstreute Aussehen ihrer jungen Gebieterin, welche sich heute geduldig ihren geschickten Fingern anvertraut, weckt ihre Neugierde.

Die Gräfin, in dem kokettsten Negligé der Welt, spielt mit einer Katze, die sie in Ostende entdeckte und gleich besitzen mußte. Nana, wie die oberflächliche Frau dieses Sammetpfötchen getauft, wird der Gräfin stets gebracht, wenn sie sich langweilt, und das geschieht sehr oft.

Eben unterhält sie sich damit, ihren winzigen, goldgestickten Pantoffel mit der Fußspitze lang-

ſam weiter zu ſchieben, was das weiße Kätzchen veranlaßt, urkomiſche Sprünge zu machen.

Als ihre Tochter zögernd eintritt, hält ſie ihr nachläſſig, ohne aufzuſehen, die ſchöne Hand hin und ruft, ihr Lachen unterbrechend: „Die Herren ſind ſchon früh aufgebrochen, man nahm mir das Verſprechen ab, daß ich mich im Waldſchlößchen einfinden würde; ich rechne auf deine Begleitung, petite.“ Damit erneuert ſie das unruhige Spiel.

Senta hat ſich herabgebeugt, ihre Lippen ſtreifen die roſigen Finger der leichtſinnigen Mutter, ſie zittert dabei — fällt ihr die Scene im Boudoir ein?

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, fährt die Gräfin fort, und ihre Züge nehmen einen liebenswürdigen Ausdruck an, ja ihre Stimme klingt warm, als ſie lebhaft ſagt:

„Deine Einſamkeit hat mir große Sorge verurſacht, ſchlafloſe Nächte“ — die Katze erhält hier einen unſanften Fußtritt und miaut kläglich —; „deshalb verſetzt mich der eben eingetroffene Brief

einer lieben Jugendfreundin, Gräfin Szardon, welche in Ungarn lebt und seit einem Jahr Witwe ist, in unverhoffte Freude. Sie wird in diesen Tagen mit einer Nichte, die sie erzogen hat und wie eine Tochter liebt, für einige Wochen zu mir kommen, um alte, schöne Erinnerungen aufzufrischen, wie sie schreibt. Ihr Sohn wird sie auf kurze Zeit begleiten."

Ein schneller Blick fällt bei diesen letzten, scheinbar unbefangen hingeworfenen Worten auf Senta; die dunklen fragenden Augen fangen ihn auf.

* *
*

„Also das ist Senta, dein einziges Kind? Wie lieblich! ganz dein Profil, ein herziges Geschöpf!" sagt einige Tage später eine milde, sanfte Stimme.

Senta fühlt einen liebevollen Kuß auf ihrer Stirn, zwei gütige Augen ruhen wohlgefällig auf dem jungen Mädchen.

Gräfin Szardon sieht älter aus, als sie ist;

der plötzliche Tod ihres Gemahls hat ihre zarte Gesundheit erschüttert. Ein schmerzlicher Zug, verbunden mit einem leidenden, aber immer freundlichen Ausdruck der entschieden noch hübsch zu nennenden blauen Augen, muß gleich sympathisch berühren. Ihre ganze Erscheinung trägt das Gepräge einer vornehmen Frau und ist durch und durch harmonisch. Sie denkt nur das Beste von den Menschen; ein verurteilendes Wort hat ihre Umgebung noch nie von ihr gehört, sie entschuldigt alles, ist immer bereit zu verzeihen, übersieht nachsichtig kleine Schwächen bei anderen und ist versöhnt mit sich selbst, mit deu Menschen und mit ihrem Gott.

Daneben Fräulein von Corsanis zierliche Gestalt mit dem brünetten Kopf, dem pfiffigen Stumpfnäschen, in gesucht eleganter Reisetoilette, die einen eigentümlichen Kontrast zu ihrer noch in Schwarz gehüllten Tante bildet.

„Mein Sohn."

Senta neigt den Kopf.

„Wir stürmen Schloß Waldenfels, dringen

als Fremde in seine Mauern ein und wissen kaum, ob uns alle seine Bewohner willkommen heißen."

Es ist eine tiefe, wohlklingende Männerstimme, die dies halb scherzend sagt, der Blick des jungen Mannes ruht offen und natürlich auf Senta.

Sie stimmt in den von ihm angeschlagenen Ton ein:

„Schloß Waldenfels stand fest in Kriegsgefahren und Kugelregen, mancher tapfere Krieger fiel tödlich getroffen vor seinen Mauern. Im Frieden ist das anders" — fügt sie freundlich hinzu —, „da gilt Gastfreundschaft als deutsche Tugend, wir heißen Freund wie Feind willkommen, um wahr zu machen, was man in fremden Landen von uns rühmt."

„Besiegeln wir einen Bund, Comtesse, zwischen Deutschland und Ungarn, üben Sie Nachsicht mit dem Fremdling, der um kurze Rast in Ihren Mauern bittet, er entstammt einem wilderen Volksstamm, möchte sich aber dem edlen

Kern deutſchen Weſens näher bringen. Reiten Sie?“

Senta bejaht.

„Bravo! Dann durchſtreifen wir Wald und Feld, ich ergründe die Poeſie des nordiſchen Fichtenbaumes, von dem die Dichter ſingen — denn das Land mit ſeinen ſchwermütigen Reizen iſt mir bisher unbekannt,“ ſetzt er in gewöhnlichem Tone hinzu.

Die Konverſation nimmt hierauf eine allgemeine Wendung, und Senta hätte nun Muße gehabt, die neuen Gäſte einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Aber weit lieber würde ſie die Sonne im Untergehen auf der Heide beobachtet haben, wie ſie ihre letzten Strahlen auf der weiten, baumloſen Fläche ſpielen läßt.

Da es ſie nicht im Salon duldet, tritt ſie ins Freie und ſetzt ſich auf den mächtigen Kopf eines ruhenden, in Stein ausgehauenen Löwen; zwei ſolcher Wächter liegen zu jeder Seite des Schloßportals, Epheu und wildes, jetzt ſchon rot gefärbtes Weinlaub haben die nur grob aus-

geführten Körper so überzogen, daß fast nur die Köpfe, die entschieden der vorteilhafteste Teil an den Ungeheuern sind, frei bleiben.

Senta blickt hinauf nach dem verlassenen Schwalbennest, alles mahnt an den frühen Herbst, an Scheiden und Meiden. Sie hat die Hände über den Knien gefaltet — ihre Lieblingsstellung — und träumt regungslos. Gerade so hätte sie einen Maler als Modell bezaubert; diese eigenartigen Augen, so sinnend, so unerklärlich, würden auch für ihn ein Rätsel geblieben sein.

„Wollen wir Frieden schließen?" fragt da eine ihr unsympathische Stimme.

Sentas dunkler Kopf hebt sich plastisch vom roten Weinlaub ab, welches hinter ihr am Geländer emporkriecht bis hinauf an die Turmfenster.

Sie wendet sich langsam dem Hofmarschall zu, prüfend begegnet sie seinen Blicken; diese ruhen gespannt auf dem zarten Wesen. Ihre Arme lösen sich, einfach klingen die Worte:

„Es kommt auf die Bedingungen an; ich

verpflichte mich zu nichts, Herr von Steinberg. Wir haben uns den Krieg erklärt: was man begonnen, muß man durchführen. Stückwerk bleibt alles aneinander Geleimte, und ein erzwungener Friede gleicht einem zerbrochenen, künstlich zusammengehaltenen Gegenstand; wird er etwas unsanft berührt, zerschellt er unrettbar. Eine Versöhnung ohne gegenseitiges Vertrauen — ist eine Lüge. Ich proponiere Ihnen vorläufig einen Waffenstillstand, sind Sie damit zufrieden?"

Erschreckt gleitet Senta von ihrem seltsamen Sitzplatz herab — was mag sie gesehen haben? War's plötzlich so kühl geworden oder bellen die Hunde ungewöhnlich laut? Was ist geschehen, daß ihre blassen Wangen erglühen und ihr Atem unregelmäßig auf und nieder fliegt?

Zwei heiße Lippen waren daran schuld und zwei brennende Augen!

Hastig, ja zürnend entreißt sie ihm die niedergesunkene kleine Hand — sie war eiskalt in diesem Augenblick geworden, als übertrage die Berührung ein ansteckendes Fieber, als laure Gift

im Verborgenen, als müsse ein purpurroter Fleck auf der Oberfläche die Stelle kennzeichnen, wo jener verhaßte Mund leidenschaftlich geruht hatte. Es schien ihr, als krieche eine Natter gerade an ihr Herz.

Sie war allein. So schnell, wie es geschehen, so flüchtig war es auch entschwunden. Träumte sie wohl gar? Dann mußte sie fiebern, denn Alpdrücken zu dieser Zeit wäre ja unnatürlich und krankhaft. Leise schlich sie sich hinein; es war so unheimlich still draußen.

Auf der Treppe lehnt Fräulein von Corsani und schaut belustigt über die Brüstung zu ihr hin; sie legt zutraulich den Arm um Sentas schlanke Taille und zieht sie lachend mit sich fort.

„Wo steckten Sie nur, ich suchte Sie sehnsüchtig, denn Sie gefallen mir," ruft sie ausgelassen. „Wie seltsam Sie sind," fuhr sie fast neugierig fort; „ich dachte, die Schloßfräulein müßten hier anders sein wie bei uns! Rotwangig, etwas derb, etwas plump und ungemein materiell stellte ich mir die germanischen Jung-

frauen vor. Geza machte mir nämlich ſolche Angſt vor Ihnen," plapperten die kirſchroten Lippen offenherzig weiter. „Blonder glatter Scheitel, waſſerblaue Augen, große Hände und Füße, und was noch mehr. Sie ſind ja aber durchaus nicht ſo," ruft die kleine brünette Schönheit, „man hat Sie hier gewiß ſehr lieb? Sie erinnern mich lebhaft an meine Schutzheilige, zu der ich ſo gern bete — ſie ſieht auch ſo tief ernſt und ſchelmiſch zugleich aus. Geza, der böſe Bube, ſchalt mich zwar kindiſch, als ich ihm meine entdeckte Ähnlichkeit offenbarte, aber es iſt doch ſo!"

„Was hat Geza wieder einmal verbrochen, Couſinchen?"

Fräulein von Corſani errötet bis in die Schläfen, ſieht auf Senta und meint ſchmollend, er ſei ja doch nie ihrer Anſicht. Damit trat ſie zu ihrer Tante und der Gräfin, welche ſich lebhaft in alte Reminiscenzen vertieft hatten und in dieſem Moment für alles um ſie herum teilnahmslos blieben.

„Ah, richtig, ich beſinne mich, Cara meinte

vorhin, Sie glichen ihrer Lieblingsheiligen, zu der eine mächtige Begeisterung sie zieht! Ihre Flamme glüht aber entschieden zu weltlich, um nur von einem glaubensinnigen, opferfähigen Herzen angefacht zu sein; sie betet in ihr die verkörperte Schönheit und nicht die Gottheit an. Billigen Sie das, Comtesse?"

Er beugt sich vor und sieht halb scherzend das lebendige Aufflackern in Sentas wechselvollem Mienenspiel.

„Ich habe in den einsamen Tagen meiner Kindheit früh gelernt, selbständig zu denken. In meines Vaters freien Stunden durfte ich still zu seinen Füßen sitzen auf dem weichen Fell eines Bären, den er selbst bei einem Freunde in Rußland erlegt hatte. Wie gütig horchte er dann meinem thörichten Geplauder! Einmal schien er besonders bewegt, als ich in ahnungsloser Unwissenheit einen schmerzlichen Accord bei ihm angeschlagen haben mußte — er faßte meinen Kopf in beide Hände und sagte: ‚Die Gedankenlosen kommen zwar am leichtesten durch die Welt, und

doch — was ist ein Leben ohne Gedanken? Ein Baum ohne Blätter! Man muß es sich mit Feuerschrift ins Herz schreiben, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen. Wer sich früh an richtiges Denken gewöhnt, den wird es vor mancher Sünde bewahren.' Deshalb zweifle ich nicht, daß Fräulein von Corsani, der ihr Seelenheil gewiß teuer ist, wenn sie nur erst von der Richtigkeit ihrer Entzückung über die Schönheit der Heiligen überzeugt sein wird, die, wie Sie meinen, ihrem inbrünstigen Gebet Abbruch thut, freiwillig dem Mahnruf ihrer Gedanken folgen und das Anschauen jenes Bildes meiden wird. — Sie sehen mich so sonderbar an — finden Sie nicht, daß ich recht habe? Sie forderten doch selbst mein Urteil; ist es Ihnen jetzt zu ernst, wohl gar altklug?"

Ein unnachahmlicher Zauber verbreitete sich dabei über ihr blasses Gesicht, ein Gemisch von schelmischer Befangenheit und mädchenhafter Würde.

Graf Szardon antwortete nicht gleich.

Seine Gedanken tauchten in den Nixenaugen

vor ihm unter — einem klaren Bergsee glichen sie, unergründlich tief und schimmernd. Er dachte, daß er bisher keine solche gesehen, sie waren alle anders. Ob es schön sein müsse, die Seele hinter diesen braunen Sternen zu ergründen? Oder waren auch sie vielleicht seelenlos, ein Trugbild, Irrlichter, die jeden unrettbar hinabzogen, der nach ihnen verlangend haschte?

Er war noch nie gefangen gewesen in den Netzen der berechnenden Koketterie, seine Freunde nannten ihn im Übermut „den kühlen Geza". Seine Mutter hatte schon manche heimliche Thräne geweint, ihr höchster Wunsch war es, den abgöttisch geliebten Sohn vermählt zu sehen, ehe sie von ihm schied, und daß das in nicht zu langer Zeit sein würde, empfand sie nur zu deutlich an ihren mehr und mehr schwindenden Kräften.

Reich und verwöhnt, ließ er sich gern bewundern; ohne wirklich oberflächlich zu sein, lebte er in den Tag hinein. Ein vortrefflicher Sohn, von allen Müttern seiner Bekanntschaft als Ideal erklärt, von den Töchtern stumm vergöttert, fehlte

seinem nicht alltäglich angelegten Charakter nur ein Erwachen in allen seinen Grundzügen, um sich dann gewiß zu einer Klarheit, wie sie bei jungen Leuten nicht oft zu finden ist, emporzuarbeiten. Aber dieser göttliche Funke fehlte bis heute, und so schlummerten viele gute Eigenschaften in ihm weiter.

Seine Stimme klingt etwas kühl und überlegen, als er endlich ernst erwidert:

„Gedankenfreiheit wird jedem, doch nenne ich sie gewagt — ja gefährlich. Denn wenige nur benutzen sie zu guten und edlen Zwecken. Es wird manches, was das Licht scheut, vorher durchdacht und schließlich doch gethan. Wer erst über den Glauben grübelt, nicht blind glaubt, der ist schon halb mit ihm zerfallen. Nehmen Sie der Rose ein Blatt, und die anderen lösen sich allmählich von selbst. Durch einen Gedanken im entscheidenden Moment wird nur selten ein Unrecht vermieden, vielleicht bei Auserwählten — und Sie können eine solche Begnadigte, Auserwählte sein," unterbrach er sich leicht, „denn

ſonſt ſind Leidenſchaft, verblendeter Hochmut, eine ungezügelte Heftigkeit meiſtens zu ſtarke Feinde, als daß ſie dem guten Mahnruf des Gedankens vor der That Raum geben — ſie verzehren den glimmenden Docht, er muß erlöſchen, um erſt an der Reue neue Nahrung zu erlangen — zu ſpät!"

„Zu ſpät, ſagen Sie," wiederholt Senta des Grafen letzte Worte. Eine ungekannte Energie hat ſie erfaßt, wie Begeiſterung erklang es ihm: „Giebt es ein ‚Zu ſpät' für den Chriſten? Ein ‚Zurück' wohl! ‚Kehre zurück', ruft man dem Sinkenden zu, ‚an das Kreuz des Heils! Lege die heiße Wange an das kalte Holz, an dem ein Gottesſohn aus ſeinen Wunden für uns blutete; breite die Arme aus, Er iſt in dem Schwachen mächtig — kehre zurück!'"

„Wohl Ihnen, Comteſſe, Ihr Glaube iſt groß. Wohl auch dem Manne, dem Sie einſt dies ‚Zurück' zuzurufen auserwählt ſind, ihm muß die Umkehr leicht werden!"

„Das nenne ich eine Verirrung! Zwei junge,

lebensfrohe Menschen, die sich kaum kennen, fangen gleich an zu philosophieren! Das ist ungesund und gar nicht angebracht für unsere Zeit!"

Gräfin Waldenfels wirft es lachend in die Unterhaltung, Geza leicht mit dem Fächer berührend.

Er war an das Genre solcher Frauen gewöhnt, es frappierte ihn nicht — und doch war es ein Mißklang.

Die Herren erhoben sich von einer Partie Schach, wobei sie viel überlegt hatten, um nicht sprechen zu müssen. Der Hofmarschall zündete eine Cigarette nach der anderen an, öffnete ein paar Photographie-Albums, griff zerstreut nach Sachen, die auf den Tischen umherlagen — er war entschieden unruhiger als sonst und stellte sich endlich hinter den Stuhl von Fräulein von Corsani. Seine leichten Scherze hatten da großen Erfolg, denn sie lachte so ausgelassen, daß ihr die Stickerei entglitt, welche er eilfertig aufhob, um dabei verstohlen einen flüchtigen Blick zu Senta hinüberzuwerfen.

Bald gönnte er der lebhaften Ungarin keine Beachtung mehr, sondern griff nach einem niedrigen Sessel, um ihn an die Seite der schönen Gräfin zu rücken. Sie sah verstimmt und mißgelaunt zu ihm hin und blieb einsilbig.

Gräfin Szardon hatte ihre eintönige Reisebeschreibung wieder aufgenommen; die neuesten Erlebnisse mit alten Jugenderinnerungen geschickt verknüpfend, legte sie oft liebevoll die magere Hand auf den vollen Arm der Freundin, welche einen Gähnkrampf hinter dem Battisttuch zu verbergen suchte.

Cara, unwillig über das Abspringen des Hofmarschalls, proponierte Gesellschaftsspiele und zerrte Senta ungeduldig am Kleide.

„Ich werde schon Leben in diese verzauberte Prinzessin bringen! Wir müssen täglich etwas Neues unternehmen, wenn ich mich hier wohlfühlen soll — sonst laufe ich eines Tages davon und nehme meinen cher cousin mit. Es wäre eigentlich ein Spaß! Aber das lange Gesicht der armen Tante dann!“

Geza schien nicht in der Laune, über diesen Scherz zu lachen, er faßte ihn im Gegenteil übertrieben ernst auf.

„Deine Unruhe nimmt ängstlich überhand, du wirst dich bald nur noch auf der Eisenbahn wohlfühlen.“

Cara schüttelte lachend den Kopf.

„Auch da nicht mehr!“ rief Geza gereizt. „Nun, ich sehe dich schon als Luftseglerin in den Zeitungen gepriesen: ‚Fräulein von Corsani, unsere kühne Weltumschifferin, geruhte vor einigen Tagen sich in unserer Stadt zu kurzem Aufenthalt aus ihrer schwindelnden Höhe niederzulassen ꝛc. ꝛc.‘ Sei aber versichert, die arme Mama, die schon genügend nach deiner Pfeife tanzen muß, darf dich auf solcher steuerlosen Himmelsfahrt nicht begleiten, und auch ich verspüre noch keine Lust, mir die Welt von dort oben anzusehen.“

„Eine Strafpredigt?“ mischte sich Graf Waldenfels ein.

„Die würde mir schlecht bekommen, Herr

Graf! Fräulein von Corſani iſt meiner Mutter und auch ihrem ganz gehorſamen Bruder, wie ich mich ohne ihre weitere Erlaubnis nenne, leider ſchon über den Kopf gewachſen; wir ſind Opfer einer jahrelangen Tyrannei. Zürnſt du mir, Püppchen?“ wandte er ſich neckend der verſtimmten Couſine zu.

Cara ſah auf ihre hübſchen Nägel, zog die Mundwinkel und blieb ſtumm. Ob ihrem kleinen Herzen etwas mißfiel? Faſt ſchien es ſo. Ah bah! was nicht iſt, kann werden!

Von einer Wand à la Guſſow hebt ſich am Ende der anſtoßenden Galerie, welche zu einem Blumengang umgewandelt wurde und dadurch den Reiz für den Beſchauer noch erhöhen ſollte, das lebensgroß ausgeführte Porträt der Gräfin aus ſchwerem Rokoko-Rahmen ab. Weißer Atlas mit dunklem Pelz verbrämt, viele Perlenſchnüre um den ſchimmernden Hals, ſo ſchaut die reizvolle, ſorgloſe Frau lächelnd auf Geza hernieder. Eigentlich beſtrickend — aber eben wie alle anderen. Das langweilt ihn und deshalb feſſelte ihn keine.

Als habe der Graf seine Gedanken erraten, fragte er besorgt und eindringlich:

„Finden Sie eine Ähnlichkeit zwischen diesem Bilde und meiner Tochter?"

Geza wendet eilig den Kopf nach der Seite des Salons, wo Sentas weiße schlanke Gestalt, von Cara gefolgt, gerade sichtbar wird. Letztere quälte den Papagei, der laut schrie; Senta schien Mitleid mit dem eingekerkerten Vogel zu haben, sie legt besänftigend die Hand an die vergoldeten Stäbe.

Als sich Geza dem Grafen wieder zuwendet, ist der Ausdruck seines lebhaften brünetten Gesichts träumerisch.

„Was sind überhaupt Ähnlichkeiten? Haar, Augen und Kolorit — bis auf den schmalen Fuß herab — hat die wohlweise Schöpfung der schönen Mutter abgelauscht; ein Ebenbild hat sie schaffen wollen in Gräfin Senta, aber eine Erscheinung heraufgezaubert, die sich an Vorhandenes anlehnt, doch sich nicht damit begnügt."

Die Veranlassung war gering und trotzdem

schien Graf Waldenfels ergriffen. Es mußte durch Gezas Stimme ein Etwas geklungen haben, das nur das Ohr der Liebe hört. Sollte er von Gott gesandt sein, würdig solchen Preises? Der Auserwählte unter allen? Eine solche köstliche Perle sein eigen zu nennen, ist nicht jeder berufen, sann der Graf, wie er regungslos, wie angewurzelt dastand, ohne des jungen Gastes zu achten, der es ihm vielleicht in diesem Augenblick Dank wußte, denn es waren schöne Bilder, die ihn gefangen hielten.

Es war, als ob ein Stöhnen durch des edlen Dulders Seele ging. Ein Kampf um Leben und Tod war es, der sich täglich erneuerte, ein Angstschrei zum Himmel, der um Erlösung fleht. „Die Stunde darf nicht fern sein, wo die Opfergaben, die ich seit Jahren auf dem reinen Altar in meines Kindes Herzen niederlegte, die letzte Weihe erhalten, um mein Lebensschiff, das kaum noch an einer dünnen Kette vor Anker gehalten wird, endlich losgelöst ins Meer der Vergessenheit versenken zu können. Nur erst den Arm ausstrecken

dürfen nach dem Schurken, der sich erfrechte, meine Ehre in der Frau zu treffen, die ich einst überselig an meinem Herzen hielt! Ja, meine arme Blume, bald, bald muß dich ein anderer hüten!"

„Senta wird mich tief bedauern," dachte der Graf weiter, „aber sie ist zu jung, um nicht nach dem Sturm das Köpfchen wieder zu erheben, und gar erst, wenn sie sich geborgen weiß in der treuen Liebe eines Gatten, den ich ihr noch bestimmen konnte. Sie soll nie erfahren, wie ihr Vater von ihr schied, man soll ihr sagen, ich sei auf einer Reise verunglückt. Und sollte meine Kugel ihn töten, was unwahrscheinlich, da ihm nur selten ein Schuß fehlgeht, so darf sie auch mich nicht mehr unter den Lebenden wissen — durch das Kainszeichen an der Stirn soll das reine Bild des Vaters in ihrer unschuldigen Seele nicht getrübt werden!"

Er schaute auf, seine Züge zeigten erdfahle Bläße; er strich die dunklen Haare aus der kalten Stirn, und fest, ja durchbohrend hefteten sich

seine großen stahlgrauen Augen auf Geza, welcher ihn schon eine Weile beobachtete. Des jungen Mannes Hand so stark drückend, daß es diesen schmerzte, rang es sich ihm aus der Brust herauf:

„Schwören Sie mir bei dem heiligen Andenken Ihres Vaters, daß Sie nie das Vertrauen eines Ehrenmannes mißbrauchen wollen. Wie seltsam ich Ihnen auch erscheinen mag, erinnern Sie sich an diese Stunde; ich werde vielleicht einst viel vor Gott von Ihnen fordern!"

Geza überlief es einen Moment kalt; sprach Irrsinn aus diesen rätselhaften Worten? Die höchste Erregung offenbarte sich so. Was mußte der stolze Mann leiden, daß er sich, so ganz vernichtet, dem fremden Auge preisgab!

Tiefes Mitgefühl ergriff den gutmütigen, aber noch wenig mit dem Ernst des Lebens vertrauten jungen Grafen. Treuherzig klang die ohne Zögern gegebene Antwort:

„Ich empfinde, daß es wohl Zeit wäre, mein unthätiges, bisher recht gehaltloses Dasein mit

etwas Geiſtesarbeit zu würzen und mit mehr Energie ein beſtimmtes Ziel zu verfolgen. Ich habe bis jetzt nur dem lieben Gott den Tag geraubt, und mein ernſtes Nachdenken beſchränkte ſich darauf, wie ich ihn am wenigſten langweilig totſchlüge. Ihnen graut gewiß vor dieſer modernen Lebensweiſe der Wiener Jeunesse dorée, die ihren Stolz auf die neueſten, eben von einem Pariſer Gecken erfundenen Frackſchöße ſetzt und ein Mißbehagen empfindet, wenn der elegante Monsieur tel et tel von der ſpaniſchen Botſchaft einen anderen Beinkleiderſchnitt trägt, als die kürzlich erſchienene Mode vorzeichnet. — Wollen Sie mich als Schüler annehmen? Ich möchte ein anderer, ein beſſerer werden. Wollen Sie Geduld mit mir haben, wenn Sie auf mehr Brachfeld als auf beſtellten Boden ſtoßen?"

Des Grafen Waldenfels ſtählerner Blick hatte ſich bei jedem Wort milder auf Geza gerichtet; er öffnete eben die Lippen, um ihm ſeine Zuſtimmung auszudrücken, da geſellte ſich ein Dritter hinzu.

„Verzeihung, daß ich die Herren unterbrechen muß, aber es handelt sich um die Jagd für morgen.“

Der Schloßherr fuhr leicht zusammen, als er die bekannte Stimme hörte; sein Antlitz nahm wieder den gewohnten kalten Ausdruck an.

Unbefangen drehte der Hofmarschall an seinem gepflegten Schnurrbart, sich jetzt nur an seinen Wirt wendend.

„Fräulein von Corsani, die, nebenbei gesagt, eine reizende Erscheinung ist, möchte die Jagd mitmachen und bittet um genaue Angabe der Morgenstunde, sie scheint sich viel Amüsement von solchem Frührot-Spaziergang zu versprechen; Gräfin Senta ist zu zart veranlagt, um mörderisches Blutvergießen zu lieben,“ setzte er leicht spöttisch hinzu.

Graf Waldenfels achtete nicht darauf, ihm war alles Kleinliche fremd.

„Ich habe Rieling den Ort des Rendezvous schon gestern angegeben und meinen anderen Gästen proponiert, um sieben Uhr hier zum Früh-

stück zu erscheinen, wir werden nur zehn Schützen sein. Leider erlaubt mir meine Zeit nicht, den heutigen Abend im Salon zuzubringen; dringende Arbeiten zu einer neuen Vorlage für den Reichstag nehmen mich ganz in Anspruch. Die Damen werden mein Verschwinden kaum bemerken und Ihnen auf das liebenswürdigste den Abend verkürzen. Also auf morgen früh, meine Herren! Hoffentlich wird das Resultat ein günstiges sein." Er verbeugte sich ernst.

Der Hofmarschall kaut an seinem Schnurrbart, seine Finger spielen nervös mit der Uhr, welche sein Fürst ihm zum Geschenk gemacht hat; zerstreut zieht er sie heraus, um sie gleich wieder in der weißen Weste verschwinden zu lassen.

Den Arm in den des jungen Szardon schiebend, schlendert er mit ihm durch die Räume, dieses und jenes berührend, in anscheinend leichter Konversation, bis er, im Boudoir der Gräfin angelangt, sich nachlässig auf einen Sessel niederläßt. Die Füße so lang als möglich von sich gestreckt, die Hände über den Kopf gelegt, sagte er dann:

„Ich werde mich Ihrer annehmen, solange ich noch in diesem Krähenneste bin. Lange wird es zwar nicht mehr sein, denn die Langeweile übersteigt jedes Maß, man kann hier Hypochonder werden. Ich warne Sie, mein Bester; die größten Dummheiten begeht der Mensch aus Langerweile. Die arme, tyrannisierte Gräfin thut mir leid; es muß nicht schön sein, einen ganzen Sommer hindurch einem solchen Brummbären von Gemahl gegenüber zu sitzen. Ich verehre zwar meinen alten Freund sehr, aber er ist doch wahrlich nicht das Urbild guter Laune, und solche Frauen wie die Gräfin gebrauchen Heiterkeit, um ihr Alter zu vergessen. Die Comtesse und Erbin dieser verwitterten Mauern ist in der unerquicklichsten Phase der Welt, sie trägt Männertreu im Medaillon und weint, wenn die Blume sich nicht so lange frisch erhält, als nötig ist, damit ‚er' ihr treu bleibt. Die kleine Hexe verspricht allerliebst zu werden! Wenn der Herr und Gebieter nur nicht in die Narrheit verfällt, den eifersüchtigen Ehemann zu spielen — dann kratzt

das verwöhnte Kätzchen ihm die Augen aus, das prophezeie ich ihm!"

„Wie — wie meinen Sie das?" stieß Geza hervor.

„Wie ich das meine, mein Bester? Wissen Sie denn nicht, daß unsere schöne Comtesse heimliche Braut ist? Heimlich noch eine Zeit lang, da ihre große Jugend es wünschenswert macht."

Der Hofmarschall zündete eine Cigarette an und blies die leichten blauen Wölkchen mit Wohlbehagen auf die zarten blaßrosa Möbel, das Heiligtum der Gräfin.

Geza empfand einen undefinierbaren Schmerz, als ob sich ein noch schlummerndes, seligmachendes Gefühl losrisse und rauh den Todesstoß erhielte, ehe es völlig erwacht war; so glaubte er wenigstens. Die Vernunft raunte ihm zu: Du Thor, warum griffst du nicht zu?!

Mädchenköpfe, blonde und brünette, tauchen vor ihm auf; in verschwimmender Ferne umgaukeln sie ihn, zischeln ihm bei den sentimentalen Klängen eines Straußschen Walzers verblümte

Liebesworte ins Ohr, hängen sich schwärmerisch an seinen Arm, huschen bald hier-, bald dorthin; er fühlt den heißen Atem, so nahe ist ihm der rosige Mund — der kühle Geza hat nicht umsonst seinen Namen! Vielleicht geht ein Ahnen durch sein Herz, was es heißt, Lieben ohne Gegenliebe — es ist eben nur erst ein Ahnen, und das ist gut.

Fort von hier, meinethalben in das staubige Wien zurück, nur fort, ehe es zu spät ist, sei es zu einem Freunde nach Galizien, oder mit dem Hofmarschall in die Residenz.

„Nun, nun, an was denken Sie? Sind Sie vielleicht auch ein heimlicher Anbeter irgend einer Wiener Schönheit? Ich habe Sympathien für kleine romantische Episoden, sie dürfen nur nicht zu ernst werden.“ — Geza fand das Lachen des Hofmarschalls jetzt verletzend. — „Retournons à nos moutons, mein junger protégé! Aber vorher sagen Sie mir noch, wie gefällt Ihnen Senta?“

Geza sah nicht den höhnischen Zug um die Mundwinkel, nicht den lauernden Ausdruck der

Augen; es entstand eine kleine Pause, in welcher er lebhaftes Interesse für eine Statuette bekundete, die er, in den Händen haltend, wieder und wieder besah, wobei er die Frage des Hofmarschalls vollkommen überhört zu haben schien.

Dieser nickte mit dem Kopfe, sein Gesicht verzog sich boshaft, aber er ließ das Thema fallen.

Geza atmete erleichtert auf.

„Gut, wir reisen zusammen ab. Wir werden uns schon für diese schläfrigen Tage zu entschädigen wissen.“ Herr von Steinberg gähnte.

„Verfügen Sie über mich, Sie finden mich jeden Augenblick reisefertig, und ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie mir gestatten Sie zu begleiten.“

„Mein gnädigster Gebieter wird erfreut sein über den eleganten jungen Kavalier, den ich ihm zuführe. Abgemacht! Schlagen Sie ein!“

„Ah, hier haben sich unsere Herren zurückgezogen! Das nenne ich mindestens ungalant. Sieh doch, liebste Lucie, dieses lauschige Plätzchen ziehen sie unserer Gesellschaft vor!“

Die Gräfin lächelte gereizt, als sie auf der Schwelle stehend, die Portiere mit beiden Händen teilend, zum Hofmarschall niedersah.

Seine bequeme Stellung nicht im geringsten ändernd, nur den Kopf noch mehr zurücklegend, murmelte er verdrießlich in den Bart: „Dieses Bevormunden! Verdammte Störung!“

Dann rasch aufspringend, griff er nach ihrer weißen, koketten Hand, welche sich hübsch von der Portiere abhob, zog sie an seine Lippen und sagte frivol:

„Schöne Gräfin, könnten diese rosa Wände, könnte der blasse Schein der Ampel verraten, was hier von zwei Träumern gedacht, geseufzt, gehofft wurde, ich wette darauf, Ihr rosiger Mund müßte wider Willen süß lächeln, was ihm so reizend steht; man huscht in dieses verführerische Eldorado nur, um nicht zu schnell geweckt zu werden — hier fühlt man Ihre Nähe und träumt weiter!“

Geza sah unangenehm berührt aus, seine Mutter freundlich mild wie immer, die Gräfin

aber strahlend. Huldigung, und wäre sie noch so grotesk, war ihr eben Lebenselixir.

— — — — — — — — — — — — —

Bald erlischt ein Licht nach dem anderen; Schloß Waldenfels liegt in tiefer Nachtruhe. Die Wipfel der Bäume rauschen leise, von unten herauf dringt eintönig das Murmeln des ruhelosen Baches, ein Käuzchen umkreist die dunklen Mauern und flattert unheilverkündend gegen die Fensterscheiben. Die müden Schläfer hören es nicht. Singende Engel durchziehen die sternenlose Nacht und beugen sich segnend über ein holdes, sanft schlummerndes Angesicht.

Aus einem der oberen Fenster leuchtet ein kleiner roter Schein in die Nacht hinein, man könnte denken, ein Glühkäferchen habe sich dorthin verirrt. Der Hofmarschall lehnte sich weit hinaus, als wäre ihm die Luft drinnen zu schwül; in Gedanken vertieft, verglimmt ihm die angebrannte Cigarette in den Fingern, verdrossen blickt er zum Himmel auf. Ach, hätte ein lichter Stern die dichte Wolkenwand durchbrechen können!

Aber es bleibt finster, finster wie im Herzen des berechnendsten aller Egoisten.

Fröstelnd schließt er das Fenster und macht sich daran, sorgsam die Waffen für den morgenden Tag zu prüfen.

Drüben lehnt auch ein schlanker Mann an der Fensterbrüstung; den dunklen Kopf in die flache Hand gestützt, versucht er, eine weiße Gestalt zu bannen, die unsichtbare Kreise um ihn zieht. Heißt es nicht, daß man Nixenaugen nie vergißt?

Sucht er deshalb nicht sein Lager, flieht ihn deshalb der Schlummer? O rühret, rühret nicht daran! Seine Lippen bewegen sich unmerklich, das Rauschen der Wipfel übertönt die leisen, ahnungsvollen Worte:

Und ich hab es doch getragen —
Aber fragt mich nur nicht wie!

* *
*

Der erste Nachtreif lag am Morgen auf den grünen Rasenflächen, leicht überzuckert waren

Blätter und Pflanzen; wenn auch ein dichter, feuchter Nebel ihn bald verdrängte und abspülte, so ließen die gestern noch taufrischen Blumen doch matt die Köpfe hängen, der Reif verwandelte sich in Thränen und tropfte wehmütig von ihnen ab, als sprächen sie untereinander: Es heißt bald sterben!

Im Boudoir sollte eigentlich das mit Vorliebe verschwendete Rosa das Tageslicht ersetzen. Drei Damen sitzen da zusammen, aber in rosiger Laune scheinen sie nicht zu sein, denn die herbstliche Melancholie draußen ist auch im rosigsten Raume ansteckend. Die jüngste von ihnen erscheint zwar nicht auffallend ernst, aber es wäre auch umsonst, ihr in die langbewimperten Augen sehen zu wollen, sie beugt sich so eifrig nähend über ein grobes Kinderkleidchen, welches einer kleinen Waise im Dorf bestimmt ist, daß nur der feine Hinterkopf mit dem einfachen griechischen Knoten sichtbar bleibt.

Gräfin Szardon lehnt ihr gegenüber, in eine eben erst erschienene Morgenbetrachtung vertieft;

sie sieht oft über die Seiten zu Senta hinüber und nickt wohlgefällig, eine unbeschreiblich milde Güte offenbart sich dabei in dem schmalen blassen Gesicht.

Ihre Freundin treibt das unermüdliche, unruhige Spiel mit der bekannten weißen Katze, nur daß es heute mit einer gewissen Gereiztheit betrieben wird.

Endlich sieht Gräfin Szardon von ihrer frommen Lektüre auf; das Heft zuschlagend, unterbricht sie das Schweigen und sagt seufzend:

„Wenn Cara doch etwas weniger eigensinnig wäre! Es ist sehr unvorsichtig von dem lieben Kinde, die Jagd an solchem naßkalten Morgen mitzumachen, und es giebt nichts Gefährlicheres als ein plötzlicher Umschlag der Temperatur. Ich ließ sie noch durch meine Zofe warnen, aber sie stand schon in ihrem grünen Tuchkleide vor meinem Bett und küßte mich. Wer könnte da etwas abschlagen — das herzige Lachen!"

Senta legt ihre Arbeit fort und erhebt sich; die Gräfin beruhigend, tritt sie an das mit einem

rosa Store dicht verhangene hohe Fenster; ihn zurückstreifend, schaut sie in den sich immer dichter zusammenballenden, fast undurchdringlichen Nebel.

„Die Herren müssen nun bald zurückkehren, sie sind so endlos lange fort," sagt ihre Mutter verdrießlich. „Sieht man nichts?"

Ein dunkler Punkt in noch nicht zu unterscheidender Ferne zieht Sentas volle Aufmerksamkeit auf sich, sie strengt ihre Augen an, späht ins Weite, aber die Luft ist zu dicht, um mehr zu unterscheiden; jedenfalls bewegt er sich vorwärts.

„Mir scheint, unsere Jagdgesellschaft naht, wenn ich es auch noch nicht bestimmt zu sehen vermag. Für alle Fälle will ich schellen, damit Johann für Papa alles bereit hält."

„Für unsere Gäste sorgst du nicht? Das finde ich nicht sehr höflich!" ruft die Mutter verletzt.

Senta kehrt auf ihren Beobachtungsposten zurück.

„Ja, sie sind's! Aber wie langsam sie gehen — was tragen sie da!"

Sie reißt das Fenster auf und beugt sich weit hinaus, die beiden Damen treten herzu. Der dunkle Menschenknäuel hat sich genähert, Gemurmel wird hörbar. Jetzt vernimmt man Gezas vibrierende Stimme, die gedämpft sagt: „Wenn nur eine Hinterthür zu seinen Gemächern führt, damit der plötzliche Schreck sie nicht besinnungslos macht."

„Atmet er noch?" flüstert eine andere fremde Stimme.

Sie setzen etwas nieder, das Gemurmel wird lauter, Thüren werden auf- und zugemacht; dann wird alles still, schauerlich still.

Ein einziger markerschütternder Schrei tönt gellend durch das rosa Boudoir, so verzweifelt, daß Gräfin Szardon ihn nie mehr vergißt.

Senta drängt ihre Mutter rauh von sich, atemlos stürzt sie fort, ihre Glieder zittern, ein Frost schüttelt die zarte Gestalt.

Sie erreicht den fernen Flügel; ihr scheint

es eine Ewigkeit. Einen Augenblick neigt sich ihr blasses Gesicht auf die Schulter, sie hält sich, nach einer Stütze suchend, an der kalten Wand. Angsterfüllt irren ihre großen Augen den langen, menschenleeren Gang hinunter — auf einer Thür bleiben sie haften. Mit übermenschlicher Anstrengung überwindet sie die mutlose Erstarrung; die Hände gegen das Herz gepreßt, stürmt sie fast besinnungslos auf jene Thür zu, ein Schauder überläuft sie, als die metallene Klinke sich im Schloß dreht — was wird sie sehen?!

Das Zimmer ist voll Menschen, sie sprechen leise, eben heben sie ihren Vater auf sein Bett, todesähnlich sinkt sein edler Kopf zurück. Man löst behutsam, aber hastig seine Kleider, der eine sucht nach einer Schere, ein anderer ruft flüsternd nach Wasser, die meisten aber scheinen ihre Besonnenheit verloren zu haben und stehen in stummem Entsetzen herum. Jetzt kniet Geza nieder und legt lauschend sein Ohr auf die Stelle des Herzens. Senta fühlt einen dumpfen, dröhnen-

den Schmerz in ihren Schläfen, als ob Schrauben sich hineinbohrten, sie wankt, greift mit beiden Händen in die Luft, noch einige Schritte — und unhörbar gleitet sie an dem regungslosen Körper ihres Vaters nieder. Niemand achtet ihrer, sie sind alle verstört; die barmherzige Vorsehung hat einen Schleier über die Seele der Tochter gebreitet.

Nur Gezas dunkle Augen senken sich mitleidig liebevoll auf die schlanke Gestalt am Boden.

„Arme weiße Blume!“ flüstert er. — „Kommt denn der Arzt? Um Gottes willen schnell!“ wendet er sich energisch an die Herumstehenden.

„Der Wagen ist schon nach ihm geschickt, Herr Graf!“

„Jede Minute kann das schwache Lebenslicht erlöschen, der Puls setzt schon aus, man rufe den Hofmarschall.“

Geza beugt sich wieder über den Verwundeten und versucht das Blut zu stillen: gestern blutete sein großes Herz, heute fließt das Blut unaufhaltsam aus einer wirklichen Wunde.

Der Hofmarſchall iſt im Vorzimmer; mit abgewendetem Kopf tritt er zögernd ein. Leute wie er fürchten ſich vor dem Nahen des Todes, und Blut, rotes, friſches Blut iſt ihnen ein Greuel.

Er bleibt in einiger Entfernung ſtehen, ſo daß er den „Sterbenden" nicht zu ſehen braucht.

Geza ruft ihm in gedämpftem Tone zu:

„Sorgen Sie dafür, Steinberg, daß niemand hereingelaſſen wird. Es wäre gut, wenn Sie die Gräfin und meine Mutter vorbereiteten; ich bleibe hier."

„Iſt er ſchon tot?"

Grüne Gardinen machen blaß, aber das Geſicht des Hofmarſchalls wird erdfahl, als er dies langſam fragt.

„Noch nicht! Gott weiß aber, wie bald!"

In qualvoller Ungewißheit wartet draußen die Dienerſchaft, verwirrte Verzweiflung offenbart ſich an ihnen allen; eine ſtumme Verſammlung, nur zuweilen durch heftiges Weinen und Schluchzen unterbrochen. Nach dem Hergang zu forſchen,

wagt keiner, es sind fremde Herren, die heraus-kommen, und sie sehen unnahbar aus.

Jeanette hat zwar den Mut gefaßt, nach Senta zu fragen, da man sie aber kurz abwies, drückt sie sich tief niedergeschlagen in eine Ecke.

Warum Johann nicht zu ihr kommt?

Eben will sie auf Rieling zustürzen, welcher, aus den Gemächern des Grafen tretend, an ihr vorüber muß, da eilt hastig der Hofmarschall ihm nach.

„Von welcher Seite kam der Schuß?"

„Ja, wer das wüßte, Euer Gnaden, bei sol-chem Nebel!"

„Oder meint Ihr, daß des Grafen Büchse von selbst losging? Wer stand ihm am näch-sten?"

Rieling legt, sich besinnend, den Zeigefinger an die Nase, als ob er einen Namen sucht; da er ihn aber nicht findet, sagt er bestimmt:

„Nun, der junge, fremde Graf und unser Grenznachbar, der Herr Baron Eisenbach. Beide Herren hatten aber eben abgefeuert, und der Herr

Baron beſaß ſogar keine Patrönen mehr. Ich lief auf meinen Herrn Grafen zu, um von den ſeinigen zu holen — da fällt der Schuß! Ich ſtand ganz in ſeiner Nähe, wie er ohne einen Schmerzenslaut zu Boden ſtürzte. Der fremde Graf eilt auf mein Rufen zuerſt herbei, ſehen konnte man ja nichts in dieſem Schauderwetter, ich überließ meinen guten Herrn nun ſeiner Obhut. Was weiter geſchah, wiſſen Euer Gnaden."

„Wollt Ihr ſagen, daß meines armen Freundes Gewehr nicht geladen war?"

„Ja, er rief es mir noch zu im Augenblick, als der Schuß fiel."

„Glaubt Ihr an eine Unvorſichtigkeit?" raunt der Hofmarſchall dem Förſter zu, haſtig ſeine gepflegte Hand auf deſſen Schulter legend.

„Ja, ſicherlich, und dafür kann Gott in dieſem Fall wohl kaum jemanden zur Rechenſchaft ziehen, das konnte einem von uns ebenſo ergehen. Mir wollte die Jagd ſchon gar nicht in den Sinn, als ich heute morgen meinen Kopf zum Fenſter

hinausſteckte; aber der Herr Graf befahlen ſie ja. Es ſchoſſen viele auf einmal — der, deſſen Kugel traf, wird nicht wiſſen, daß er es war — und das freut mich für ihn, denn ſonſt hätte er wohl nie mehr eine ruhige Stunde. Gott, mein Gott, daß es ſo ſchrecklich kommen mußte!"

Der treue Diener zerdrückt eine Thräne und wiſcht ſie mit ſeinem roten Taſchentuch ab.

„Wir alle verlieren viel mit ihm," ſagt der Hofmarſchall gepreßt und geht weiter.

— — — — — — — — — — — — —

Als Senta die Augen aufſchlug, mußte ſie ſich erſt das Ereignis ins Gedächtnis zurückrufen. Man hatte ſie im Nebenzimmer, des Vaters Arbeitsſtube, in einen Seſſel gelegt — weshalb eigentlich? Ihre Haare hängen in wirren Maſſen um das blaſſe Geſicht, ſie richtet ſich auf und lauſcht, ſich beſinnend; keine Thräne der Erleichterung war ihr vergönnt, ausdruckslos, man könnte ſagen, ſeelenlos ſieht ſie lange vor ſich hin. Dann kommt Leben in die kalten Glieder; verzweiflungsvoll bewegen die Lippen ſich erſt un-

verſtändlich, als brauchten ſie Zeit, um ſich wieder in ihre Thätigkeit zu finden, als habe der Schreck ſie gelähmt. Unendlich rührend iſt ſie ſo, Gott helfe ihr! — „Ach, hätte er mich mit ſich genommen, wie vereinſamt bin ich nun!“ Die Worte werden nur gehaucht. „Sie wird ihn bald vergeſſen, alle werden ihn vergeſſen, er war zu edel für ſie! Warum nahm mir Gott ſo früh meinen Lebensanker? Das Waſſer dringt in meinen Nachen — o rette, rette mich, Vater!“

Als ob die Engel den Angſtſchrei zum Throne des Höchſten getragen — ein Ächzen und Röcheln dringt plötzlich aus dem Schlafgemach, wo der Arzt um den Verwundeten beſchäftigt iſt, an ihr Ohr — ein erſticktes Aufjauchzen tönt durch den matt erleuchteten Raum.

Kurze Zeit darauf ſteht ſie am Schmerzenslager des Vaters, rückt ihm ſanft die Kiſſen zurecht und fährt liebkoſend mit der Hand über ſein leicht ergrautes Haar; immer wiederholt ſie es, ſie kann es ja noch nicht faſſen, daß er wirklich und wahrhaftig atmet. In ſeinen Anblick

ganz vertieft, übersieht sie Geza, welcher am Fußende des Bettes sitzt, vollständig. Es dauert noch eine Weile, bis sie ihn entdeckt; ohne jede Überraschung streckt sie ihm ihre kleine kalte Hand hin und sagt einfach: „Wie gut Sie sind, wie soll ich Ihnen danken!“

Ihre Stimme wird unsicher; angsterfüllt hängen die rätselhaften Augen an seinen Lippen, als sie tonlos fragt:

„O sagen Sie mir, giebt der Arzt Hoffnung?“

„Nachdem die Kugel entfernt war, schien er zuversichtlicher; er versprach, heute abend wiederzukommen. Das Fieber ist jetzt noch so hoch, daß der Kranke nicht leidet, er befindet sich in einem steten Halbschlummer.“

„Wie angegriffen Sie aussehen!“ sagt sie. „Überlassen Sie mir nur die Pflege, ich werde mit Johann darin abwechseln; ich fühle mich vollständig kräftig genug dazu.“

Geza sieht Senta fast bittend an.

„Wollen Sie mir nicht gestatten, daß ich Sie unterstütze?“ sagt er.

Er, der verwöhnte, bequeme Kavalier der Wiener Salons, der am Vormittage, zwecklos flanierend, höchstens in einem der eleganten Cafés den „Figaro“ oder die „Fliegenden Blätter“ flüchtig übersah, um sieben Uhr dinierte und sich dann gähnend in sein Coupé warf, um erst beim dritten Akt der Straußschen Operette in seine Loge zu treten, keinen Blick auf die Bühne richtend, mit dem Opernglas das volle Haus als eine recht wenig interessante Physiognomien-Studie betrachtend — er bittet jetzt, in einem kaum erleuchteten, einsamen Krankenzimmer geduldet zu werden, wo die Stunden langsam schleichen und nur das Stöhnen des Verwundeten die einförmige Stille unterbricht! — Freilich seltsame Kontraste!

Senta denkt Ähnliches, und ein mattes Lächeln zuckt um ihren Mund, daß zwei kleine perlenweiße Zähne sichtbar werden.

Er sieht wirklich betrübt aus.

„Versuchen Sie es mit mir!“ fährt er fort, „es schläft vielleicht noch manches in mir, was durch etwas Geduld und Nachsicht von Ihrer

Seite für mein ferneres Leben entſcheidend werden kann. So jung Sie ſind, ſo zart, muß jeder doch unbewußt das Übergewicht Ihrer Nähe empfinden. Eine wochenlange Pflege muß Ihre Geſundheit erſchüttern. Wenn ich mich zuerſt auch etwas ungeſchickt anſtellen werde, es lernt ſich. Oder — oder erwarten Sie vielleicht jemand zu Ihrer Hilfe? Dann — ja dann — muß ich ſelbſtredend zurücktreten!“

Warum ſieht er ſie ſo prüfend dabei an?

Senta errötet nicht und wird auch nicht um einen Hauch bläſſer, wendet nicht den Kopf ab und zögert nicht mit der Antwort; nur noch etwas wehmütiger ſieht ſie aus.

„Ich habe nie Geſchwiſter gehabt, Papa ſteht allein, Mama giebt nichts auf Verwandtſchaft“ — etwas leiſer: „meine Mutter kann keinen Kranken ſehen, es erregt ihre Nerven ſo, daß ſie nicht ſchläft“; ſich unterbrechend: „ich habe Ihnen doch nicht weh gethan?“

Beide ſchweigen eine Weile. Der Kranke röchelt ſchwächer, die Tochter beugt ſich über ihn,

er atmet weniger abgesetzt. Ein heißes Dankgebet steigt zum Himmel.

Geza war bleich geworden.

„Ich darf also nicht wiederkommen?“ fragte er leise.

„Ja! Solange Sie es wirklich wünschen, solange Ihr Herz Sie an die Seite dieses Dulders zieht.“

Sie streicht dabei wie segnend über des Vaters hohe Stirn, die ersten Thränen stehen in ihren Augen.

Geza versucht eine tiefe Erregung niederzukämpfen: „Ich danke Ihnen!“ Dann wendet er sich der angelehnten Thür zu. Doch noch ehe er sie erreicht, wird eine Hand und dann der Kopf des Hofmarschalls sichtbar.

Der junge Graf bleibt stehen; Senta schaudert leicht zusammen und zieht, von einem unerklärlichen Gefühl getrieben, den schweren Bettvorhang dichter zu, als brächten diese Augen Verderben. Hat sie vom mal'occhio gehört? Oder dämmert in ihrer reinen Seele ein wach-

sendes Ahnen seines niedrigen, giftgetränkten Sinnes? Abwehrend streckt sie den Arm nach ihm aus.

Sein stechender Blick trifft Geza. Herr von Steinberg trägt eine Niedergeschlagenheit zur Schau, die jeder im Schlosse gesehen und gepriesen hat. Auch jetzt hält er die Augen gesenkt, als er teilnehmend sagt:

„Gräfin Szardon und Fräulein von Corsani befinden sich in solcher Unruhe, daß ich wegen meines unerlaubten Eintretens hier Vergebung finden muß; der Zustand Ihrer armen Mutter ist Mitleid erregend! Die Schwergeprüfte ist fassungslos in ihrem Leid; bringe ich den Damen nicht hin und wieder direkte Botschaft, so fürchte ich, Ihre Mutter erscheint selbst hier. Ob das wünschenswert für meinen teuren, verwundeten Freund wäre?"

„Nein, nein, das muß vermieden werden!" unterbricht ihn Senta hastig. Die dunklen Haare zurückstreichend, nähert sie sich ihm, sehr widerstrebend zwar, aber er könnte sonst einen Schritt

vorwärts thun, und das will sie nicht. „Ich werde es Sie wissen lassen, sobald das Fieber nachläßt, und auch des Doktors Ausspruch sollen Sie gleich erfahren. Überbringen Sie den Damen meine Grüße. Wenn mein Vater Sie später einmal zu sehen wünscht, so wird man nicht verfehlen, Sie zu benachrichtigen. Bis dahin dürfen nur diejenigen diesen Raum betreten, welche als Pfleger dazu berufen sind."

Kurz und deutlich, denkt der Hofmarschall ärgerlich.

Als habe sie nur in seinem Interesse gesprochen, fragt er noch besorgter:

„Also dürfen wir hoffen, daß er uns erhalten bleibt?"

„Das steht bei Gott," mischt sich Geza hinein, was ihm unbemerkt einen boshaften Blick einträgt.

Die Thür wird leise zugezogen, man hört die verhallenden Schritte der beiden Herren im Nebenzimmer — Senta ist allein mit ihrem Kummer.

* *
*

Draußen wird es mit jedem Tage herbstlicher, lässig und verdrossen blickt die Sonne auf die ersterbende Erde, man fröstelt unter ihrem fahlen Schein. Die Landleute klagen über den zu frühen Herbst; die Städter fliehen gezwungen aus den Sommerfrischen in ihre Häuser zurück.

Wochen, eintönig und farblos, sind über Schloß Waldenfels hingezogen.

Drinnen rangen Leben und Tod um die Herrschaft; manche heiße Thräne Sentas fiel auf die weißen Kissen, ängstlich hingen ihre feucht glänzenden Augen an des Arztes wohlwollendem rotem Gesicht, wenn er kopfschüttelnd, sich den Angstschweiß von der Stirn wischend, immer neue Anordnungen traf. Geza begleitete dann den braven Mann hinaus, während Sentas kleiner Kopf sich auf des Vaters kalte Hand senkte. Wenn Geza zurückkam, fand er sie so.

Das dunkle, ernste Krankenzimmer war für ihn eine Stätte des irdischen Glückes geworden; ihr stilles Walten zu beobachten, machte ihn froh, und wenn sie sich in diesem und jenem, was

ihren Vater betraf, in immer gleichmäßig ruhiger Freundlichkeit vertrauensvoll an ihn wandte, jubelte es in ihm auf.

Selten erschien er im Salon und war dann die ganze Zeit einsilbig und zerstreut; selbst seiner Mutter gegenüber hatte er sich verändert, er vermied das Alleinsein mit ihr.

Gräfin Szardon that die Einsamkeit wohl; unselbständig, wie sie war, machte sie nie Zukunftspläne, es fand sich nach ihrer Ansicht alles von selbst besser, als man vorhersehen könne. Wenn ihre Kinder die Abreise bestimmten, so reiste sie; blieben sie, so war es ihr auch recht. Die unermüdlichen Klagen ihrer Freundin ertrug sie mit bewunderungswürdiger Geduld, immer bereit zu neuen Trostesworten, welche freilich meistens ungehört verhallten.

Gräfin Waldenfels lag fast nur noch auf ihrer Chaiselongue, frierend, gereizt und seufzend, sogar die Katze war verbannt. Der Hofmarschall trug seit ihres Gatten Unglücksfall ihr gegenüber eine entschiedene Gleichgültigkeit zur Schau, ja er

hatte ſogar ſchon ſpöttiſch gelächelt, als ſie ihn mit Vorwürfen und Thränen langweilte. Und da hätte ſie nicht nervös werden ſollen, wenn ſie es nicht ſchon war!

Einmal erſchien ſie am Lager des Kranken, benahm ſich aber ſo aufgeregt und unvernünftig, daß man ſie ſchnell entfernen mußte; eine Ohnmacht war die Folge. Seitdem unterſagte der Arzt ſolche Beſuche.

Herrn von Steinbergs Urlaub ging zu Ende, und er war doch noch da. Stundenlang konnte er mit einem ſchlüpfrigen Sittenroman in der Hand im Vorzimmer verweilen oder, in Gedanken verſunken, der Flamme im Kamin zuſchauen, wie ſie auflodernd nach und nach erſtarb. Er war dann ſo abweſend, ſo in ſich ſelbſt verſunken, daß ihn das knackende Zuſammenſtürzen der Holzſcheite erſchreckt auffahren ließ.

Caras gedämpftes Lachen weckte ihn wohl hier und da aus dieſer unthätigen Apathie. Unter dem Vorwande, nach dem Grafen Senta oder Geza zu fragen, fand ſie ſich oft im anderen Flügel

ein, besonders wenn sie letzteren dort wußte. Hätte sie ihn zur Abreise bewegen können, sie würde es gern gethan, ja sie ängstlich beschleunigt haben — ohne ihn aber um keinen Preis, und sollte sie aus Langerweile grau werden.

Jeden Tag fragte sie den Hofmarschall seufzend: „Wann verlassen Sie uns?“ Jedesmal antwortete er lakonisch: „Morgen!“

Dabei blieb es.

In schleppender eintöniger Trägheit schlichen die Tage an allen dahin; unmerklich nur gewann des Grafen verglimmendes Lebenslicht neue Kraft, und der Todesengel, der schon den schwarzen Flor über sein Opfer breiten wollte, entfloh vor dem gebietenden: Zurück, deine Stunde ist noch nicht gekommen!

Die eiserne Pforte des feuchten Grabgewölbes derer von Waldenfels sollte sich noch nicht dem Letzten ihrer Sippe, dem Letzten des alten Grafengeschlechts öffnen.

Endlich dämmert ein neuer Tag im Osten auf, an dem das biedere rote Gesicht des Doktors

Braun in Freude und Erleichterung glänzt; beglückt ruft er aus:

„Gerettet, gerettet!“

Und „Gerettet!“ bebt es auch von Sentas Lippen, „gerettet!“

Haſt du es durchgemacht? Haſt du dich angeklammert an das Gebet mit einem von Jammer verzehrten Herzen? Haſt du gefleht ohne Unterlaß nach einem Gnadenzeichen?

O ewiges Geheimnis! In einem Augenblick unſagbar elend, will ſchon im anderen der Raum dem Menſchenherzen zu eng dünken, um ſeine Seligkeit zu bergen!

— — — — — — — — — — — — —

Heute bringen ſie den Grafen zum erſtenmal in ſein Arbeitskabinett, betten ihn ſorgfältig nahe ſeinem Schreibtiſche, dem treuen alten Genoſſen früherer Tage. In der Arbeit liegt der Balſam für große Wunden.

Senta breitet einen weichen Wolfspelz über ſeine mageren Knie; ſchweigend dann zu ſeinen Füßen ſitzend, die Hände verſchlungen, kann ſie



2375184

ſich nicht ſatt ſehen an den eingefallenen, bleichen Zügen, verklärt blickt ſie zu ihm auf — er ſtreichelt matt den dunklen glänzenden Scheitel.

Geza beobachtet, ein Buch in der Hand, träumeriſch die Gruppe.

„So glücklich ſah ich Sie noch nie, Gräfin Senta!“

„Gott iſt gnädig, eine ſolch überirdiſche Glückſeligkeit nicht zu verſagen; mir iſt, als ſähe ich den Himmel offen! Ich habe wohl mehr gelitten, als ich ſelbſt damals gefühlt!“

„Meine arme weiße Blume!“ ſagt der Graf tief bewegt. „Des Menſchen Streben iſt ein Labyrinth. Dich vor Kummer zu ſchirmen, war meines Herzens unaufhörliches Sehnen — und doch mußte ich es ſein, der dir den erſten Schmerz anthat! Glaub mir, jeder Schmerz rafft eine Illuſion mit ſich fort, zehrt am Lebensmark und iſt der Anfang des einſtigen Endes.“ Erſchöpft ſinkt ſein Kopf in die Kiſſen zurück, ſein Blick verliert ſich in unbeſtimmte Ferne.

„Wollteſt du mich von jeder Prüfung verſchont

ſehen, Vater? Was gäbe mir allein das Recht, mit einem Freibrief auf die Welt gekommen zu ſein? Ein jeder hat ſein Leid; es iſt die Himmelsleiter, die uns hinaufziehen ſoll! Doch banne dieſe ernſten Bilder und laß mich den heutigen Gnadentag voll genießen. Graf Szardon, helfen Sie mir, Papa aufzuheitern, traurige Gedanken ſchaden ihm!"

„Danke, danke, meine Lieben! Senta, laß den friſchen Herbſtwind dir neue Roſen auf die blaſſen Wangen zaubern, mache einen Ritt ins Freie! Unſer Freund bleibt indeſſen bei mir, nicht wahr?" wendet er ſich an Geza, ihm die Hand hinſtreckend.

Nur zögernd geht Senta; Geza blickt ihr ſinnend nach: Ich ſollte reiſen! Jeder Tag macht mich hoffnungsloſer. Meine arme Mutter!

Der Graf winkt ihm, näher zu kommen.

„Ich habe Ihnen viel und Wichtiges zu ſagen." Ein Huſtenanfall raubt ihm für Momente die Sprache; ſchwer atmend, ſich oft unterbrechend, fährt er fort: „Ich liebe Sie wie einen Sohn

und halte Sie hoch; Sie entbehren der treuen Stütze des Vaters, mir ist der Sohn versagt — ich will Ihnen Vater sein, wollen Sie mir den Sohn ersetzen?"

Vom Gefühl überwältigt, beugt sich Geza herab und drückt seine Lippen auf die welke Hand; als er den Kopf wieder erhebt, strahlen seine dunklen Augen in tiefer Dankbarkeit.

„Bin ich solcher Stunde würdig?"

„Senta glaubt, ich bin genesen," spricht der Graf weiter. „Geza, ich bin ein Sterbender, und nur kurz bemessen ist mein Wandel auf Erden. O, erschrecken Sie nicht, ich scheide gern! Nur sie — nur sie —" Seine Stimme wird weicher, er hustet krampfhafter. „Soll sie zum Spielball einer eitlen Mutter werden — oder den Netzen eines Steinberg anheimfallen?" Kräftig richtet er sich auf, mit dem Finger nach oben zeigend: „Gott ist gerecht — — mein unschuldiges Kind schutzlos preisgegeben dem — ihres Vaters!" Qualvolles Stöhnen begleitet seine letzten Worte.

Geza prallt zurück. „Sie, Sie wollen sagen — entsetzlich!“

Der Graf ist matt zurückgesunken, ruhiger sagt er:

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Die Erregung, ja, die ist's; das viele Opium that nicht gut!“

Geza kniet vor ihm nieder. Wie schön sie aussehen: der morsche Eichstamm, daneben der junge, feurige Jüngling, durchglüht von der ersten, heiligen Liebe! Wie ein Schwur klingt es: „O, könnte ich sie schirmen und schützen, wenn sie fremd im Vaterhause wird! Fände Sie an meinem Herzen eine Heimat, ein Vaterland, wo sie ausruhen möchte! Sie wäre die Krone meines Lebens, ein köstliches Kleinod, die Wonne, der Sonnenstrahl, ach mehr, tausendmal mehr, als Worte zu sagen vermögen! Aber liebt — liebt sie mich? O, diese Frage, wie quält sie mich Tag und Nacht!“

Des Grafen Züge nehmen die frühere Festigkeit an, aber unendlich liebevoll ruht sein Auge

auf dem erregten Schwärmer; ſanft lächelnd legt er die Hand auf deſſen Schulter.

„Ein Mädchenherz iſt unergründlich, lieber Freund, und Senta iſt ernſter beanlagt als die meiſten. Haben Sie Geduld, noch eh der Schnee fällt, wird ſich's finden. Jetzt nennt ſie's Dank, Dank dem Genoſſen, der ihren Schmerz teilte; — ich hoffe, bald ſtrahlen ihre Augen einen tieferen Glanz aus; bis heute fand ſie nicht Zeit, ihr Herz zu prüfen."

„Sie wollen trübe Ahnungen verſcheuchen, verehrter, gütiger Graf; wer liebt, wie ich, forſcht der Liebe nach — Comteſſe Senta empfindet nichts für mich!"

„Geduld, Geduld, nicht ſo ungeſtüm, Geza! Sucht nicht der Taucher, von Klippen gefährdet, mühſam die ſchimmernde Perle, nicht achtend der verlorenen Zeit; und Sie wollen verzagen, ehe Sie noch wagten?!" Der Graf ſchließt die Augen, friedlich iſt der Ausdruck ſeiner Züge, ruhig ſieht es jetzt in ſeinem Herzen aus; ſein letzter Wunſch iſt erfüllt, er weiß Senta geborgen.

Geza aber blickt ſtumm eine Zeit lang vor ſich nieder; dann, als der Graf die Augen aufſchlägt, ſagt er: „Ich habe alles aufgeboten, bin rückſichtslos vorgegangen; der Ort, die Stelle, wo jener unglückſelige Schuß fiel, iſt zum Schauplatz meiner weiteſten Nachforſchung geworden. Niemand konnte mir Aufklärung geben, der leiſeſte Anhaltspunkt wäre von höchſter Wichtigkeit geweſen; aber vergebens blieb mein Bemühen — der Nebel verhüllt die grauſige That oder er iſt ihr Urheber. Rieling teilt meine Anſicht, daß eine Jagd bei ſtarkem Nebel ſtets gefahrvoll iſt.“

„Wir ſind überall in einer höheren Macht. Möge der Nebel auch ferner die That verhüllen, ich habe abgeſchloſſen mit ihr — und dem Thäter!“

Es klingt feierlich, und Geza ſieht bewundernd zu dem Grafen auf. — —

Senta mit einigen, wohl den letzten Herbſtzeitloſen in der Hand tritt eben zu den Herren. Ihr Vater lächelt ihr zu, huſtet aber heftiger und ſchließt matt die Augenlider, um bald wirklich einzuſchlummern.

Auf Geza wirkt Sentas Nähe mit noch erhöhtem Zauber; bittend sagt er:

„Gewähren Sie mir eine dieser Blumen!“

Unbefangen zieht sie eine heraus; unbefangen schaut sie zu ihm auf, die Wangen rosig angehaucht, lächelnd wie ein Kind:

Sie soll Ihnen Dank sagen für Ihre Sorgfalt.“

Das Blut strömt ihm heiß zum Herzen, er stürzt hinaus.

Senta sieht ihm betroffen nach: Der Arme, die ungewohnte Einsamkeit lastet auf ihm! Wie gut ihm aber auch der Vater ist — ja, er hat es verdient mit seinem braven, treuen Sinne!

Plötzlich wird ihr Gesicht ernster; fällt ihr vielleicht wieder das böse Rauschen der Portiere ein? Fast scheint es so. Sie lockte ihn hierher, um mich — mich — Wie grausam, wenn ich ihn nun geliebt hätte und er schon einer anderen seine Zuneigung gestand! Arme, kleine, eifersüchtige Cara, du sollst ihn behalten, dir allein gehört er an!

Vorsichtig, um den Vater nicht in seiner Ruhe zu stören, schlich sie sich in das nebenan gelegene Bibliothekzimmer, um ein Buch zum Vorlesen auszusuchen. Vertieft blätterte sie in diesem und jenem.

Da öffnete sich kaum hörbar eine zweite Thür, Senta fährt leicht zusammen — der Hofmarschall steht vor ihr.

„Störe ich?“ fragt er. Verzehrend ruht sein Blick auf ihr; sie weicht erschreckt zurück. Da fühlt sie ihre Hand mit eiserner Gewalt ergriffen, in unterdrücktem Feuer flüstert er, wie seiner Sinne nicht mehr mächtig:

„Haben Sie Mitleid, ein Verzweifelter fleht Sie an! Die Leidenschaft zu Ihnen macht mich wahnsinnig — ich liebe Sie bis zur Raserei!“

Fester noch umspannen seine Finger ihre zarten Gelenke; sie möchte schreien, aber das ist ihrer unwürdig. Ähnlich wie damals ist es, als ob eine Natter gerade an ihr Herz krieche. Sie ringt mit ihm, aber in wahnsinniger Verwegenheit giebt er sie nicht frei, seine glühenden Blicke

rauben ihr den Atem, sie schlägt die ihren nieder; Entsetzen erfaßt sie.

„Mal'occhio," kommt es tonlos von ihren Lippen, „mal'occhio!" Schaudernd wendet sie den kleinen Kopf.

„Mal'occhio," tönt es heiser zurück, „ist das die Milde, von der Ihr Christentum predigt? Lebt kein Herz in dieser berückenden Hülle? Senta, Senta, du siehst mich im Staube vor dir, Himmel und Hölle liegt für mich in deinem Entschluß, stoße mich nicht von dir, Senta, sei barmherzig!"

Von dämonischer Leidenschaft getrieben, hält er sie fester und fester.

„Ich hasse Sie!" ruft sie verzweifelt. „Wehrlos, wie Sie mich finden, schleudern Sie mir ein Geständnis hin! Eine echte Waldenfels stirbt lieber, als daß sie sich gegen ihren Willen gefangen giebt, besiegt durch einen — Ehrvergessenen!"

Bläße bedeckt seine eben noch in dunkler Glut flammenden Züge, er läßt ihre Hände fahren, wirft mit einem häßlichen Lächeln die Lippen auf:

„Ich sehe die Dinge, wie sie sind," sagt er voll Hohn; „Graf Geza ist routinierter, er verstand es besser wie ich! Nicht umsonst bringt man viele Stunden im sanften Zwielicht eines Krankenzimmers zu, nicht umsonst schaut man sich in die Augen, bis der Blitz zündet; ja, man muß nur verstehen, den Moment richtig zu nützen!"

Senta ballt die feinen Hände. In stolzer Empörung wird sie unnahbar, selbst ihre Stimme klingt hart:

„Halten Sie ein! Ist es nicht genug, daß Ihre Rede mich erniedrigt?" Dann, nach dem Zimmer des Kranken deutend: „Auch er ist Ihnen in seinem edlen Sinn nicht heilig. Sie beleidigen die Tochter und damit ihn. Nun hat meine unklare Verachtung Berechtigung. Sie haben sich selbst gerichtet, Herr von Steinberg! Mögen sich unsere Wege nie, nie mehr kreuzen!"

Stolz und ruhig begegnet sie seinen stechenden, leidenschaftlichen Augen, die Scheu ist geschwunden, nur tiefer Ekel erfüllt ihr reines Herz, als sie ihn nun verläßt.

Verbiſſene Wut ziſcht in ihm, wilde Gedanken toben hinter jenen böſen Falten ſeiner Stirn, und doch fühlt er zugleich auch einen ſchneidenden Schmerz, eine tiefe Pein. Vergeblich iſt er dieſer Leidenſchaft wegen zum Verbrecher geworden. Er iſt ohnmächtig dem zarten Weſen gegenüber, eine Ohnmacht, die ihn verzweifeln läßt, denn — unbegreifliche Wahrheit! — er liebt das Kind mit dem Madonnenantlitz, den unſchuldsvollen Augen, ihre Seele liebt er, obgleich er ſie nicht begreift.

* * *

Venedig, einſt die ſtolze Lagunenſtadt! Wer unterliegt nicht heute noch deinem geheimnisvollen Zauber, wer trauert nicht über deine verfallene Größe, wer ſtaunt nicht über deine maleriſchen Reize, welche trotz der Vergänglichkeit auf dem Fundament der Jahrhunderte beruhen! Venezia, unvergleichlich ſtehſt du da in deiner erhabenen Würde; den Nacken zum Todesſtreich geneigt, bleibſt du trotzdem eine Herrſcherin. Zwar bleich

und abgezehrt sind deine einst in strahlender Form prangenden Glieder, ein krankes, blasses Meerweib schleichst du in deiner schwindenden Schöne dahin, du, die einst geschmückt war mit der verschwenderischen Pracht unbesiegbarer Majestät!

Wenn auf weichen Wellen abends leise und dunkel im zitternden Mondlicht Gondeln vorüberhuschen, Paläste und Hallen sich zeigen und auf träumerisch beleuchteten Balkonen von zarter Frauenhand schwere Vorhänge zurückgestrichen und weiße Rosen dem Südwind preisgegeben werden, der sie erfaßt und fortträgt; wenn dann die Angebetete den süßen, wohlbekannten Tönen lauscht, die sehnsuchtsvoll, lang hingezogen über das Wasser zu ihr dringen — dann gleicht auch heute noch Venedig mehr einer hingebenden Geliebten als einer mißmutig Entsagenden. Die dunklen Paläste, umspült von der grünen Flut, tauchen ihren steinernen Ernst in Liebesgeflüster; Venedig ist dann ein Tempel schwärmerischer Romantik, glühender Poesie.

Einer der kleineren Paläste am Canale Grande

hat lange Zeit leer gestanden, man kannte ihn nur mit geschlossenen Jalousien. Der Reisende, mit Opernglas und Bädeker versehen, glaubte ihn verödet, herrenlos; eine englische alte Miß mit unzähligen Möpsen, welche ihn vor Jahr und Tag mieten wollte, fand ihn zu geräumig, seitdem war er niemand mehr verlockend erschienen.

So ist es natürlich, daß das Auge des Vorüberfahrenden erstaunt emporblickt und der brünette Gondolier die Ruder sinken läßt, um neugierig hinaufzustarren. Den intelligenten Kopf wendend, macht er seine unbekannten Insassen mit dem seltsamen Ereignis vertraut, daß der alte graue Palast, gesäubert und gereinigt, nun bald von einem deutschen Grafen bezogen werden wird.

Nach einigen Tagen schon erspäht das forschende Auge ab und zu am geöffneten Fenster und auf dem geräumigen Balkon die steife, magere Figur eines älteren Mannes in dunkler Kleidung, in dem wir den Kammerdiener Johann wiedererkennen.

Zu früher Morgenstunde, wenn Venedig noch

in lautloſer Nachtruhe liegt, tritt, von ihm und Senta geleitet, Graf Waldenfels täglich hinaus, ſieht erſchöpft wohl eine Weile in den hellen warmen Sonnenſchein, um nachher für den übrigen Tag durch eine leinene Schutzwand vor der immer heißer werdenden Mittagsglut geborgen zu bleiben. Erſt wenn der Mond über der Kirche Maria della Salute aufgeht, mahnt Senta, daß es ſpät ſei.

Der Graf ſieht bleicher aus als in ſeinem Krankenzimmer in Waldenfels, er lehnt kraftlos auf einer Ottomane, ſein Huſten klingt hart und rauh. Mit Decken umhüllt, fröſtelt ihn dennoch, ſelbſt die Strahlen der italieniſchen Sonne können ihn innerlich nicht mehr erwärmen; er blickt in Gedanken verloren in den tiefblauen Himmel, auf das vergoldete Waſſer, gedenkt der fernen Heimat und ſeufzt.

Das ſchlanke, dunkeläugige, meiſt in Weiß gekleidete Mädchen muß den Beſchauer wider Willen feſſeln, wenn ſie, auf die Brüſtung des Balkons gelehnt, ſtundenlang in träumeriſches

Sinnen versunken, verharrt. Schon mancher feurige Blick aus den langbewimperten, verschleierten Augen eines fahrenden Künstlers oder sogar eines Gondoliers, der allabendlich nicht versäumt, seine Barke in die Nähe des geheimnisvollen Balkons gleiten zu lassen, fand den Weg zu ihr.

Da die fremden Menschen scheu verblieben und ihr Name niemand bekannt wurde, suchte man bald einen Ausweg. Erschien Senta, von Jeanette begleitet, auf dem Markusplatz, so stieß man sich wohl an und raunte sich neugierig zu: „La bella Contessina!“ Unter dieser Bezeichnung war die hohe, schlanke Fremde in der Lagunenstadt bald keine Fremde mehr.

— — — — — — — — — — — — —

An einem trüben Novembernachmittag hatte zu Waldenfels der entscheidende Ausspruch zweier berühmter medizinischer Autoritäten, welche auf Gezas Ruf, aber ohne des Grafen Wissen im Schlosse erschienen, nach vereinbarter Beratung ein südliches Klima als unumgänglich nötig für

des Leidenden Zustand erklärt. Sentas flehender Blick entwaffnete auch endlich des Grafen energische Weigerung und bestimmte ihn, nachzugeben, um seinem Kinde nicht das zuversichtliche Vertrauen zu rauben, wiewohl er mit tiefem Schmerz empfand, daß dieser Abschied von Waldenfels für ihn ein ewiger sein werde.

Alt und jung eilte herzu, als der Tag der Abreise unwiderruflich gekommen war. Niemand wollte fehlen unter denen, die ihrem geliebten Herrn noch Segenswünsche auf den Weg zuriefen, kein Auge blieb trocken, als der vierspännige Wagen den Blicken entschwand. Die Kinder im Dorf jammerten nach Comtesse Senta, den Hausmüttern war es nicht zu verargen, daß sie sich mit dem groben Schürzenzipfel manch heimliche Thräne abtrockneten; ein Engel fehlte ihnen nun für ihre kleinen und großen Sorgen.

Die heilige Elisabeth der jetzt in Frost gehüllten Heimat weilt unter dem blauen, lachenden Himmel Venedigs, Gräfin Szardon und Cara befinden sich auf einem Waldschlößchen in Ungarn,

wohin Gräfin Waldenfels ihnen von Wien aus folgte mit einem beliebigen Vorwande, der wenig stichhaltig und noch weniger glaubwürdig war. Sie scheut eben nur die Langeweile im Zusammensein mit ihrem Gemahl oder Senta.

Geza ist seit dem Moment, wo er den davonrasenden Kurierzug nach Italien auf dem Bahnhofsperron in Wien immer undeutlicher und kleiner am Horizont zu unterscheiden vermochte, ein anderer geworden; es ist ihm, als habe er geträumt, daß ihm der Graf wiederholt seinen Dank ausgedrückt, daß Senta viele dunkelrote Rosen in den kleinen, von schwedischem Leder behandschuhten Händen gehalten, daß sie sich im letzten Augenblick, wo schon der grelle Pfiff der Lokomotive eine unausfüllbare Leere um ihn herum andeutete, weit, weit hinausgebogen hat, um mit dem winzigen Taschentuch ihm ein letztes Lebewohl zuzuwinken — ein letztes! O, welche Qual birgt jenes Wort — dann ein dumpfes Geräusch, das schnaubende Ungetüm setzt sich in Bewegung — alles, alles vorbei!

Er ſteht und kann es nicht faſſen. Die Menſchen ſtrömen den Ausgängen zu. Das frühere ſorgloſe, unthätige Leben winkt auch ihm hinter dem Portal, wo ſein Wagen hält. Er legt die Hand wie ſuchend an die heißen Schläfen; wie kalt es iſt — wird es nun ewig ſo bleiben?!

* *
*

„Ein Brief von Cara," ſagt Senta und nimmt ihn von einem ſilbernen Brett, welches ihr Johann ſteif hinhält.

Der Graf ſieht geſpannt auf.

„Endlich! Wie treulos die meiſten Freunde ſind!"

„Geza nicht," unterbricht ihn Senta ruhig, „er fragt ſo oft nach dir."

Der Graf lächelt unmerklich, er weiß weshalb und ſchweigt. Senta lieſt:

„Voyons, fillette, zürnſt du deiner unzuverläſſigen Cara? Laß dich anſchauen, darling, wende dein Madonnenantlitz nicht von mir ab,

ich möchte wieder Gnade finden vor den braunen Sammetaugen, nach einem demutsvollen pater peccavi. Eh bien! als wir uns damals in Wien trennten, weinte ich eine Station lang heftig, was ma tante ganz unerhört rührend fand; sie zweifelte natürlich nicht, daß es meinem bon petit cousin gelte. Allons, hier angelangt, saßen wir wie der Frosch im Trockenen. Ma tante machte Filetguipure zum Verzweifeln; ich befand mich täglich vor dem Diner eine Viertelstunde nach der Uhr im Salon zwei ländlichen Bewerbern vis-a-vis, die mich stupide anhimmelten. Wurde es à la longue unerträglich, so rief ich: ‚Qui m'aime, me suit!' und beide stolperten mir blind nach. Seit deine schöne Mutter bei uns weilt, erscheinen sie schon eine halbe Stunde früher, und — unbegreiflich! — der eine von ihnen überhörte zum erstenmal mein Rufen und blieb neben ihr sitzen. Pauvre garçon! — Ob nun eifersüchtig oder nicht, es schwebt mir auf den Lippen: ‚Dieu, qu'elle est belle cette femme!' Die neue nuance ihrer Toilette, Rose

Dubarry, muß von einem verliebten Farbenmiſcher expreß für ſie erfunden ſein. A propos, ſie bat mich, den Dank für die Details, den lieben Grafen betreffend, vorläufig zu übernehmen. Der Anblick deiner großen, energiſchen Schriftzüge legt ſich mir ſtets wie ein memento mori auf die Seele. Wärſt du nur etwas weniger vollkommen, als du biſt, oder ich dir ähnlicher!

„Den Faſching bringen wir alle Jahre in Wien zu; Geza bereitet uns ſchon darauf vor, daß er heuer blaſiert ſein wird. Lieb aber bleibt der böſe Bub doch wie kein anderer! La tante iſt in allen Zuſtänden darüber, daß er ſich überarbeitet; ſie ſchreiben ihr nämlich, er ſei bleich und ſchmal geworden —“

„Armer, vortrefflicher Geza,“ ſagt der Graf teilnehmend, Senta mit einem prüfenden Blick ſtreifend.

„Er verſprach dir ja, fleißig zu ſein, Vater, um im Frühjahr das Examen zu machen. Zweifelſt du an ſeiner Charakterfeſtigkeit, oder glaubſt du ihn nicht glücklich?“ Es klingt ſo warm,

ſo wohlwollend. — Der Graf forſcht nach einer leiſen Befangenheit; wie freudig hätte er ſie begrüßt! Keine Spur davon, unverändert ruhig und ſtill bleiben Sentas Züge, harmoniſch wie immer ſieht ſie ihn mit klaren, großen Augen an.

„Wenn er es nun nicht wäre?“ Jedes Wort betonend, beugt ſich der Graf lebhaft vor. „Wenn er es nun wirklich nicht wäre?“ wiederholt er noch einmal faſt feierlich.

„Dann bedaure ich ihn tief, tief,“ erwidert Senta ernſt, „er iſt ein edler Menſch und dir ſo treu ergeben.“

Ungeduldig greift der Graf nach der ihn umhüllenden Decke, die durch ſeine raſche Bewegung herabgeglitten iſt. Noch nie klang ſeine Stimme ſo gereizt und ſtreng:

„Er verdient wahrlich mehr als das!“

Eine kleine Pauſe entſteht, wie ſie noch niemals bei ihren Geſprächen vorkam; ſie weiß nicht, was die ſonderbaren Worte des Vaters bedeuten.

„Soll ich fortfahren?“ fragt ſie endlich leiſe,

ohne aufzusehen, und wie er auch da schweigend verharrt, hebt sie erschrocken den Kopf.

„Armer Junge!“ murmelt der Graf zwischen den Zähnen; dann nickt er ihr zerstreut zu, was sie als Aufforderung nimmt, den Brief zu Ende zu lesen.

„Der Hofmarschall scheint sich durch Schweigen interessant machen zu wollen; seit er Waldenfels so plötzlich sans façons verließ, hörten wir nichts von ihm.“

Der in die Augen fallende, gesucht blaue Bogen zittert unmerklich in Sentas Hand; sie stockt. Der Graf schiebt das Kissen unter seinen Füßen unruhig fort.

Senta liest gedrückt weiter: „Er übersandte zwar kürzlich ein Monsterbouquet à ta mère, von bunten Hyacinthen, aus — aus — voilà, que j'ai oublié — sonst nichts!“

Ein stärkerer Hustenanfall des Leidenden erscheint Senta in diesem Augenblick fast willkommen; sie fährt empor und greift in unendlicher Verwirrung nach einer Medizinflasche, die auf

dem Tiſche ſteht. Da flattert der kleine, inhaltsſchwere Bogen, von einem leichten Wirbelwind erfaßt, in die Luft, kreiſelt einigemal über dem Geländer des Balkons; Senta will noch danach faſſen — umſonſt, ſchon ſieht ſie ihn als unſcheinbaren Punkt von den luſtigen Wellen ergriffen und fortgetragen.

Die Tochter gäbe viel darum, wenn ſie in dieſem Augenblick nicht mit dem Vater allein wäre.

Das raſchelnde Geräuſch in ſeiner Bruſt läßt langſam nach, aber um ſo bitterer tritt das feine ironiſche Lächeln um den Mund hervor, wie der Graf lange unverwandt in die ſchweigſame Tiefe hinabſieht.

Da ſteigt die glänzende Mondſichel über der Salute auf, ſchleierhafte Netze umwinden wie Kränze die dunklen Mauern und die ſtillen, hohen Fenſter. Senta empfindet ein Gefühl der Erleichterung, als Johanns ausdrucksloſe Phyſiognomie erſcheint. Die Ruheſtunde des Herrn iſt da, Gott ſei Dank!

Lange noch ſitzt Senta bei dem flackernden Schein der Kerze, nachdem ſie Jeanette zerſtreut entlaſſen, und ſchreibt und ſchreibt — an ihre Mutter. Was ihr pochendes Herz der Feder diktierte, ob die leichtſinnige Frau davon ergriffen wurde, wer kann es ſagen?

Kurz darauf lief ein zwar flüchtiges, aber eigenhändiges Schreiben an ihren Gemahl ein, welches tauſend Entſchuldigungen für ihre verzögerte Abreiſe enthielt. Der Ton war liebevoll beſorgt und doch ſtarrte der Graf auf die feinen, der Feſtigkeit entbehrenden Schriftzüge, als ſprächen ſie eine Sprache, welche er mühſam entziffern und ſchwer verſtehen könnte.

* *
*

Es iſt Nachmittag. Die Paläſte am Canal Grande erſcheinen in Gold getaucht. Auf der Rialto-Brücke hat das wogende Getreibe der Käufer und Verkäufer ſich gelegt. Schläfrig hocken die Männer und Weiber in ihren Buden und

blinzeln den Vorübergehenden zwischen Wachen und Träumen nach.

Der Gondolier streckt sich am Boden seiner Barke aus; auf dem Leib liegend, die gebräunten Hände unter dem Kopfe, hält er eine faule Siesta, die bei ihm unberechenbar lange dauert.

Hier und da fährt mit regelmäßigen Ruderschlägen eine Gondel durch den Kanal, um an einem der Paläste lautlos zu landen; es steigt jemand aus, und dann wird es wieder still wie vorher.

Tiefster Frieden herrscht auch auf dem Balkon des Grafen. Senta hat, ihres Vaters Wunsch erfüllend, die schweren Zöpfe losgelöst; wie ein dunkelbrauner Mantel, in den einzelne Goldfäden eingewirkt sind, fällt ihr Haar herab auf die weiße Wolle ihres Kleides, welches, bis hoch hinauf mit einer unscheinbaren Perlennadel am Halse geschlossen, ihre jugendliche Anmut strahlend hebt. Der Graf läßt die langen, weichen Haarsträhnen bewundernd durch seine mageren Finger gleiten; Senta lacht dazu mit ihrem alten, hellen Lachen.

„Wie ſchön du biſt, meine weiße Blume, faſt zu ſchön für meine alten, trüben Augen!“

Senta errötet vor Glück; beide Arme um ſeinen Nacken legend, ruft ſie:

„Wem möchte ich wohl ſonſt gefallen, wenn nicht dir ganz, ganz allein!“

— — — — — — — — — — — — —

Wie ſeltſam! In dieſem Augenblick gerade dringen von unten träumeriſch ſchmelzende Klänge zu Vater und Tochter herauf. Ein deutſches Lied mit deutſchen Worten iſt's. Sicherlich tönt's auch aus deutſchem Munde.

So berauſchend auch des Südens tönende Sprache iſt, ſo wonnevoll durchſchauert man auch ihrem wunderſamen Wohllaut lauſchen mag, einem deutſchen Liede in ſeiner unvergleichlich rührenden Einfachheit iſt kein anderes zu vergleichen. Ein echtes deutſches Lied ſpricht von deutſcher Liebe, und wer liebt wohl ſo gut, ſo ehrlich, ſo brav wie ein deutſches Herz? Deutſche Liebe, deutſche Treue, wer ſehnte ſich nicht nach euch in der Fremde!

In tiefer Innigkeit, voll schmerzensreicher Resignation schwebt das bekannte Lied aus dem „Trompeter von Säkkingen" mit seinem entsagenden Inhalt durch die laue Luft, bis hinunter zu den klaren, grünen Wellen.

Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn.
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Auseinandergehn!

Sentas Arme lösen sich unwillkürlich, ein feuchter Schimmer glänzt in ihren Augen. Wie wird ihr in diesem Augenblick? Sie weiß es selbst nicht. Ein unsagbarer, nie gefühlter Zauber bewältigt ihr Herz bei den schmelzend verklingenden Tönen dieses deutschen Liedes zwischen den schweigenden, prunkenden Palästen Venedigs.

Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen,
Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Man hört das Schließen eines Fensters. Sentas Herz schlägt hörbar. Sollte ein stilles Heimweh es erfassen und wie das ferne Rauschen der Winde eine leise Schwermut bei ihr einkehren?

Nein, nein, das ist es nimmermehr! Aber die Stimme findet ihr Echo in dem unberührten, wohlbehüteten Schatzkästlein ihrer Seele, sie nistet sich dort ein so fest, so fest, als gälte es, nie wieder daraus zu schwinden.

„Behüt dich Gott," sprechen ihre roten lebensvollen Lippen nach. „Behüt dich Gott," wiederholt sie sinnend; „Vater, wie es mich so seltsam ergriffen hat, und du bist auch nachdenklich geworden. Als des Sängers ergreifende Stimme die Worte wiederholte, kam es über mich gleich einer Vorahnung. Es klang so wehmütig; so, gerade so, wie er es heute singt, wird er es einem Mädchen sagen, und sie wird sterben müssen daran."

„Wie bleich du bist, wie kalt, Senta! Du wirst nervös vor der Zeit, mein armes Kind, die Einförmigkeit unserer Tage macht dich sensitiv, du grübelst zu viel."

Sie aber streicht zerstreut die Haare zurück.

„Meinst du, Vater?" Wie abwesend es klingt. „Wer so gottbegnadigt ist, sollte auch eigenartig

in der Erscheinung sein; es wäre eine Enttäuschung, sähe er aus wie alle anderen."

„Träumerin," sagt der Graf voller Güte, „willst du enttäuscht werden? Johann erzählte mir, seit gestern abend wären die zwei leerstehenden Räume unter uns an einen Herrn vermietet, der sie auch gleich bezogen habe. Willst du die Hülle sehen, die solche bezaubernde Stimme birgt, so schreibe ich unserem jungen Hausgenossen einige freundliche Zeilen, bitte ihn um seinen Besuch und du wirst wahrscheinlich mehr als entnüchtert sein. Künstler sind nur in Büchern Ideale; ohne den unausbleiblichen Glorienschein ihrer Kunst, im Alltagsleben, in der Prosa aber meistens — um mich noch rücksichtsvoll auszudrücken — ungeschliffene Diamanten. Manche rauhe Schale mag nun wohl einen vortrefflichen Kern bergen; wer giebt sich aber bei flüchtiger Bekanntschaft die Mühe, gleich tiefgehende Studien zu machen, kleine, wichtige Momente so zu erfassen, daß man ein wahres Bild des Charakters erhält, den man vor sich hat. Sind Erscheinung

und äußere Formen im Einklang, so ist das Urteil günstig, stößt aber der Betreffende durch kleine Versehen an, so verdammt man mit derselben Übereilung, mit der man erst zu loben wußte."

„Und" — sie sagte es zögernd — „und ich möchte doch, daß der Sänger zu uns käme, Vater!"

— — — — — — — — — — — — — —

Und er kam. War er wie alle anderen?

Senta sah ihn jedenfalls in dem Glorienschein, von dem der Graf gesprochen. Bald zog seine Gegenwart um ihr Leben goldene Kreise, so daß ihr, geblendet von der Überfülle des Lichtes, die Vergangenheit wie ein Schlummer erschien, aus dem sie durch ihn erweckt worden.

Zuerst verschwammen Kunst und Künstler in eins, sie bewunderte ihn als ausübendes Talent, weil er durch seinen seelenvollen Gesang den herrlichen Harmonien die rechte Weihe verlieh; sie lauschte dem Vortrag seiner eigenen Kompositionen, weil sie aus den Schöpfungen den Künstler erkannte. Bald, bald aber erschien ihr

alles nichtig gegen seine dunklen, leuchtenden Augen, seine blassen, melancholischen Züge.

Jeden Nachmittag um die bestimmte Stunde trat er ein in den großen, düsteren, etwas spärlich dekorierten Saal des alten, ehrwürdigen Palastes: die fadenscheinigen, einst prachtvollen Überzüge des mit Ostentation von der Wirtin in die Mitte gerückten Etablissements, die einzelnen schlechten Bilder an der fahlen, unbestimmt ins Grünliche spielenden Wand, jedes der grellen, bunten Bouquets auf dem unschönen Teppich, endlich sogar der dünne, jammernde Ton des gemieteten Klaviers, der Kontrast gerade mit der lebensvollen Gestalt des Künstlers erhöhte wohl den fremdartigen, geheimnisvollen Reiz seines Wesens.

Nach und nach wird dieser Raum das Asyl der Ruhe für Sentas müde Seele. Bilder der Vergangenheit schleichen sich in ihre Träume; sie fährt dann von ihrem Kissen auf und streckt die Arme verlangend nach jener Zeit aus: „Tröstet mich, tröstet mich, das süße Gift vernichtet mein Herz, ich sterbe vor Sehnsucht! Flieht, ihr

Schemen, vor dem Angſtſchrei der Pflicht und Ehre!“ Dann möchte ſie den Luxus, die geſchmackvolle Eleganz, welche ſie umgeben, von ſich werfen, um eine Minute wieder ſie ſelbſt zu werden — harmlos, ſelig wie damals.

Und er? Er liebt ſie, liebt ſie als Verkörperung der Frauengeſtalten, welche ſeine Meiſter, ſeine von ihm bewunderten Vorbilder auf dem Gebiet der ſchaffenden Kunſt, darzuſtellen ſuchten, um unſterblich in ihnen zu werden.

Gleitet die ſcheidende Sonne liebkoſend über Sentas ſchimmerndes Haar hinab über die feine Nackenlinie, wenn ſie traumverloren die Arbeit ſinken läßt, um ſeinem weichen klangvollen Organ zu lauſchen, ſo malt ſich ſeine erregbare Phantaſie die Dekoration der Spinnſtube im „Fliegenden Holländer“ in blaſſen Umriſſen vor; zum Klavier eilend, ſingt er die erſten Takte jener Stelle, welche er im Moment enthuſiaſtiſch erfaßt.

Lehnt ſie weiß und ſchlank neben ihm, ihre Nixenaugen in die grüne Flut tauchend, ſo will er ſie als Undine ſehen: mit gedämpfter Stimme

kommt es über seine Lippen: „Du holdes Kind, so zart und fein, was wird dein einstig Schicksal sein.“

Schreibt er an seiner Oper, so entsinkt ihm nur zu oft die Feder; wie soll er die Töne festhalten, wenn eine Elsa neben ihm steht und es leise rauscht und klingt, bittet und fleht: „Euch Lüfte, die mein Klagen so oftmals hat erfüllt.“ Einer Elisabeth gleicht sie, die aus den Wolken herabschwebt und ihn emporzuziehen sucht: „Venusberg versinke!“ Schaudernd ruft er's; „Elisabeth!“ und fällt zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Erik Dahlen ist der Sohn eines einfachen schwedischen Landpredigers. Als er kaum fünf Jahre zählte, raffte eine böse Epidemie ihm und seinen Schwestern beide Eltern dahin. Eine Schwester seiner Mutter, welche am Rhein lebte, erbot sich, die armen Waisen aufzunehmen. Von mitleidigen Dorfbewohnern, die an ihrem seligen, pflichtgetreuen Pastor ehrfurchtsvoll gehangen hatten, auf den „Kondor“ gebracht — so

hieß der Dampfer —, von Segenswünschen begleitet, schmiegten sich die vereinsamten Kinder ängstlich aneinander; die Augen der Passagiere ruhten mitleidig auf dem schwarzäugigen kleinen Buben und den drei weinenden, etwas größeren Mädchen. Als das Schiff von der Küste Schwedens abstieß, schrie Erik laut auf und streckte die Ärmchen über Bord in leidenschaftlichem Schmerz. Ein Matrose, wohl fürchtend, er wolle sich hinabstürzen, nahm ihn freundlich in die Arme und trug ihn in seine Kajüte.

Über die frischen Gräber der Eltern strich unterdessen der Abendwind und liebkoste die schmucklosen Hügel. Die Wellen plätscherten leise an der Kirchhofsmauer und brachten kosende Grüße von den heimatlos Gewordenen auf hoher See, die fortan nur noch auf die Milde und Barmherzigkeit fremder Verwandten und wohlwollender Menschen angewiesen blieben.

Der kleine Erik hatte die glänzenden Augen seiner Mutter geerbt. Dieser Vorzug gewann ihm gleich das Herz der Tante; sie betrachtete

ihn als teures Vermächtnis der früh Entschlafenen und gelobte, fortan Mutterstelle bei ihm zu vertreten. Auch die Schwestern empfing sie mit offenen Armen und bot ihnen eine Heimat, aber um das Bübchen drehte sich doch alles in dem behaglichen Haushalt der Frau des wohlhabenden Fabrikbesitzers. „Onkel und Tante wünschten sich einen Sohn, und da kam ich," berichtete Erik mit gewichtiger Großthuerei seinen Schulkameraden und Spielgenossen. Die anderen Knaben eiferten wohl später, Erik Dahlen würde zu Hause allzusehr verzogen und verwöhnt, sein Wille regiere; bei ihren gemeinschaftlichen Partien übernahm er aber als selbstredend das Kommando über die anderen Größeren. Seine außergewöhnliche Begabung machte ihn zum Liebling seiner Lehrer, seine auffallende Schönheit gewann ihm die Herzen der alten Basen und Nachbarinnen. Die Schwestern ließen sich willig tyrannisieren; so war Erik, wenn auch verwaist und heimatlos, doch der glücklichste Junge. Da er Neigung zur Musik zeigte, ließen ihm seine Ver-

wandten Unterricht im Klavierspiel erteilen. Als er vierzehn Jahre zählte, starb der Onkel. Dieser plötzliche Schlag aus heiterem Himmel, der seine Studien unterbrach, wurde zum Wendepunkt in seinem inneren Leben. Eine gewisse Melancholie bemächtigte sich seiner, er brachte Stunden am Klavier zu, begann traurige kleine Lieder für die eine der Schwestern, welche eine hübsche Stimme hatte, zu komponieren, phantasierte viel und schrieb Noten. Seine Freunde mied er völlig, ihre lauten Belustigungen störten ihn in seinen „musikalischen Gedanken", wie er sein verändertes, träumerisches Wesen der besorgten Tante erklärte. Je mehr Erik seine freien Stunden für das ernste Studium der Musik ausnutzte, desto lebhafter wurde der Wunsch in ihm rege, ihr allein und ungestört fortan zu leben. Mit schwerem Herzen gab die Tante endlich seinen Bitten nach, mit feuchten Augen nahm sie Abschied von dem schlanken Jüngling, der nun auf selbstgewählter Lebensbahn begeistert hinauszog in die Welt.

Schon während seiner Studien auf der

Akademie der Tonkunst fand er Gelegenheit, sich sowohl als Klavierspieler wie als Tondichter öffentlich zu bewähren und den Beifall seiner Lehrer wie des Publikums zu erwerben. Die Fülle des Talents, das sich mächtig in ihm regte, hatte sich in kurzer Frist zu hinreißender Gewalt entfaltet. Mit schwindelndem Kopfe und ruheloſem Begehren nach mehr und immer mehr erstieg er die erste Staffel des allgemeinen Ruhmes, wie gering sie ihm auch noch dünkte; der Name Erik Dahlens ging durch die Zeitungen, er war kein Unbekannter mehr in der Künstlerwelt.

In Venedig nun sollte sich der Traum seines Hoffens und Strebens erfüllen. In die Einsamkeit geflüchtet, vereinigte er die wogenden Harmonien seiner Phantasie zu einem größeren Ganzen; um seine erste Oper zu beenden, war er in die Lagunenstadt gekommen.

Es wäre wunderbar gewesen bei Erik Dahlens Temperament, seinem unbefriedigten, ewig sehnsuchtsvollen Herzen, wäre er für Frauenreiz

unempfindlich gewesen. Rote Mädchenlippen hatten oft genug auf den seinen geruht; umschlungen von weißen Armen, suchte er ein Etwas zu bannen, was sein Genius ihm nicht zu gewähren vermochte. Erwachte er aus solchem flüchtigen Liebesrausch, so widerte ihn die nichtige Vergeudung der kostbaren Stunden an, er verachtete das trügerische Sinngebilde, welches ihn bethört hatte, aber den Glauben an Ideale konnte und wollte er nicht aufgeben.

Sollte das Leben wirklich so arm sein? Da kreuzte Senta im unberührten Hauch und dem vollen Zauber mädchenhafter Würde des Künstlers Pfad.

Hoch entflammte sich sein Gefühl, stolz leuchtete sein Auge, wenn er seiner Zukunft gedachte, und zu den Füßen des nun gefundenen, verkörperten Ideals träumte er von dem höchsten Lohn für seine nimmer wankende Zuversicht.

Unausgesprochen gaben sie sich beide dem innersten Seelenverständnis hin, das Geheimnis schürte die Flamme, daß sie hoch aufschlug, ihre

Augen sprachen von Liebe, ihre Wangen glühten, ihre Herzen kannten nur eine Wonne, ihren Lippen entfloh im Traum nur ein Name — aber sie schwiegen:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß
Als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.

Der Graf merkte das stumme Verständnis der beiden nicht; Erik Dahlens tägliche Besuche erfreuten ihn, gütig reichte er ihm die abgemagerte Hand und hieß ihn willkommen; Sentas Erröten nahm er für die natürliche Folge einer ungewöhnlichen Situation, in der sich alle drei befanden. Setzte sich Erik an das Klavier, so überkam den Grafen eine milde Ruhe, die ihn weit der Gegenwart entrückte.

Senta sah jetzt nicht des Vaters abnehmende Kräfte, sie bemerkte nicht, wie der erschöpfte Körper schnell seiner baldigen Auflösung entgegenging, nicht, wie das Fieber rote Rosen auf die eingefallenen, schlaffen Züge zauberte; sie war blind für diese neue drohende Gefahr durch die Fülle des ungekannten Glücks.

Die gute Jeanette hatte alles entstehen und wachsen sehen, sie erkannte die Größe der Gefahr, wollte warnen und fand sich doch nicht berechtigt, einzugreifen in das heiligste Empfinden einer reinen Mädchenseele. Mit selbstquälerischer Genauigkeit entwarf sie sich die Folgen der schwerwiegenden Vorurteile, die ihres Lieblings unbewußtem Sehnen sich entgegentürmten. Wie hätte Senta, die Gräfin Waldenfels, die Letzte ihres Geschlechts, die Liebe eines Erik Dahlen aus bürgerlichem Blut jemals erwidern dürfen!

Nur zu oft fragt der Graf mit leiser Erregung in Ton und Antlitz: „Versprach Geza nicht, uns bald hierher zu folgen; weshalb zögert er?"

Auf Sentas zerstreute Antwort, er käme, wenn er das Examen gemacht, scheint der Graf tief in Gedanken zu versinken.

* *
*

Es war an einem Wochentage gegen Abend, als eine Gondel an der Riva dei Schiavoni

landete, eine schlanke, dunkelgekleidete Frauengestalt erteilte dem Gondolier noch einige Befehle und verschwand dann unter den Spaziergängern in der Richtung des Markusplatzes, den Napoleon I. einen Riesensalon nannte. Gruppen bildeten und lösten sich, die Luft, weich wie eine Liebkosung, trug das fröhliche Geplauder der verschiedenen Nationalitäten herüber und hinüber, unter den Prokuratien und dem Café Quadri herrschte heiteres Treiben.

Den Kopf etwas gesenkt, von einem dichten Schleier umhüllt, der die lieblichen Züge dem indiskreten Auge verbirgt, nicht rechts, nicht links schauend, tritt Senta — denn sie ist es — in das Dämmerlicht der Markuskirche ein. Unschlüssig bleibt sie stehen — ob die Stille sie bedrückt? Sie lehnt sich an eine der Säulen nahe dem Hochaltar, ihr Herz ist zum Zerspringen voll, sie streicht das dunkle Gewebe von ihrem blassen Antlitz zurück, schwer atmend legt sie, nach einer Stütze suchend, den Kopf gegen den kalten Marmor. In einiger Entfernung

kniet ein altes Mütterchen aus dem Volk; in gleichmäßiger Einförmigkeit gleitet Perle um Perle des Rosenkranzes durch ihre welken Finger, während die Lippen in monotonem Flüstern sich bewegen. Unverwandt in erstorbener Starrheit stieren die Augen hinauf zu dem gekreuzigten Erlöser.

Ein mächtiges Verlangen, eine nicht zu deutende Bangigkeit trieb Senta heute, ungesehen zu knien an heiliger Stelle. Es ist der erste Tag, daß Erik Dahlen nicht gekommen. Die schleichenden Stunden, ehe er erscheint, dünken Senta wie das matte Zwielicht, das dem sonnenhellen Tage vorausgeht; und öffnet er die Lippen zum neuen Abschied, so fröstelt sie wie bei Sonnenuntergang.

Unerwartet traf gestern mit viel Geräusch und unnötig lauter Suite die Gräfin ein. In jugendlicher Reisetoilette zeigte sie sich übertrieben teilnehmend für ihren Gemahl, überhäufte ihn aber trotzdem bereits am ersten Abend mit Vorwürfen über die trostlose Wahl seines Aufent-

halts; die Ärzte nannte sie Dummköpfe und Plebejer, welche Venedig nur aus der Geographiestunde kennen gelernt. Sie ereiferte sich auch Senta gegenüber derart, daß der Graf mit brennendem Kopf sich früh zurückzog.

Als er fort war, bekam die Tochter den Wortschwall allein; je einsilbiger Senta wurde, desto mehr machte die rücksichtslose Frau ihren Empfindungen Luft. Senta ersah endlich aus ihren Reden, daß sie Venedig mit Nizza zu vertauschen wünsche, bevor der Graf völlig reiseunfähig sei.

Am anderen Morgen erhielt die Gräfin einen Brief mit dem Poststempel Monte Carlo; die Schriftzüge waren die des Hofmarschalls.

Der Graf lag fiebernd zu Bett. Der Doktor fand den Patienten verschlechtert und ermahnte zur Ruhe. Senta war wie im Traume; die Hände im Schoß gefaltet, verharrte sie stundenlang schweigend neben dem leicht schlummernden Kranken.

In dieser Seelenstimmung suchte sie auf kurze

Zeit eine Milderung ihrer nagenden Unruhe, dort, wo wir sie verließen.

An einem der vielen kleineren Nebenaltäre, wo eine reichgeschmückte Mutter Gottes, das Jesuskindlein im Arm, mit steifen Gliedmaßen die Mitte bildete, war sie niedergesunken. Hierher, zu dieser abseits gelegenen Stelle fand heute wohl niemand mehr den Weg. Wer kam auch um diese Stunde in die Markuskirche? Höchstens ein obdachloses Straßenweib.

Ein Kranz von halbverwelkten weißen Rosen hing auf dem Gitter, das Gedächtniszeichen an eine früh Verstorbene. Wie viele Thränen mochten hineingetropft sein, als die Hände ihn hier befestigten!

Sentas Gesicht ist von einem Schmerzenszug durchzogen, sie sieht sehr bleich aus, als sie sich mit geschlossenen Lidern müde aufrichtet, wie jemand, der mit und gegen sich ringt, Herr zu werden strebt über das pochende kleine Ding, das oft, wie ein schwerer Stein, dem Körper eine kaum zu ertragende Last wird.

„Erik! Erik!“ Erglühend ſchlägt ſie die Augen auf, als würde ſie mit dieſem Erlöſungsrufe geweckt. „Erik, ich bin verlaſſen, und du fühlſt es nicht; ich rufe deinen Namen, und du kommſt nicht, mich zu tröſten! Noch wenige Tage, und eine Öde umgiebt mich, eine Ewigkeit an Erinnerungsweh!“

Ein leiſer Seufzer ſchwebt über ihrem Haupte, ein Schatten fällt auf den Kranz. Sie wagt nicht, den Blick nach jener Seite zu wenden, und doch empfindet ſie ſeine Nähe mit magiſcher Gewalt. Wenn es dennoch nur eine Ausgeburt ihrer eigenen qualvollen Sehnſucht wäre?! Wie kalt ſie iſt! Nein, ſie irrt ſich, wie heiß! Wie brennen ihre Wangen!

Da ſteht er vor ihr.

In dieſem Augenblick iſt Erik Dahlen wirklich ſchön! Die unregelmäßigen Züge mit jener marmorhaften Bläſſe, das dunkle, verwirrte Haar, die Augen von faſt dämoniſcher Herrſchergewalt, der Mund edel, wenn auch zu weich, faſt wie der eines Knaben. Alles das wirkt zuſammen und

bringt durch den Kontrast eine Wirkung hervor, die uns auf den Bildern von Rembrandt zugleich fesselt und abstößt.

Wie kam es, daß er sich über sie beugte, weshalb bebte sie wie eine Ranke, die der Wind bewegt? Wie kam es, daß er sie an sich zog und sie sich an ihn schmiegte wie ein müdes Kind, als könnte es nie, nie anders sein? Weshalb verwundert sie sich nicht, als sie ihre eiskalten Hände erwärmt fühlt durch seine leidenschaftlichen Küsse? Wie kam es, daß die stolze Senta es nicht nur litt, vielmehr ein traumseliges Lächeln dabei auf ihren Lippen lag in leidvergessender, rührender Hingebung?

Für ihn birgt sich darin die ganze Welt, daß sie sich ängstlich an ihn schmiegt und ergebungsvoll flüstert: „O, dürfte ich so hinübergehen mit deinem Scheidegruß — dann wäre Sterben eine Erlösung!“ Ihre Thränen fallen brennend heiß auf seine Hand.

Um seine Mundwinkel schwebt jener Zug, der ihn in den Augen der Frauen so hinreißend

macht. Es ist, als ob er die Sklavenkette zerreißen wollte, welche ihn immer wieder zur Erde niederzieht, als ob er mit geflügelter Kraft sich zum Himmel aufschwingen werde — die Liebe von der Muse umschlungen, in lebenskräftiger Fülle beide ihm nah.

Er schaut in die dunklen Sterne, die fortan an seinem Himmel leuchten sollen, er will und muß ihr alles sagen, was noch kein anderes Ohr gehört, was er seit dem Augenblick, seit er sie zuerst gesehen, stumm gelitten und laut gejubelt hat.

„Ich will mit dir den Himmel auf Erden erringen! Sprich mir nicht von den dunklen Grabgestalten, die vor unserem Paradiese Wache halten! Ich will leben — leben mit dir im Elysium unserer leuchtenden Zukunft! Wie ich dich jetzt in meinen schützenden, starken Armen halte, will ich dich tragen bis an das Ende der Welt, du bist mein, mein! An dieser heiligen Stätte leiste ich den Schwur, daß ich nie mehr von dir lasse!“

Verklärt sieht sie zu ihm auf:

„Jedes Menschenleben ist dornenvoll, kampflos geht niemand hindurch, am wenigsten du, mein Geliebter! Wer dem Adler gleich sich in den blauen Äther schwingt, muß auch des Neides widriger Gestalt begegnen, der Mißgunst Tücke an sich erfahren, einsam wandeln auf der Bahn der Ehren. Dann, Erik, will ich an deiner Seite stehen, deine Wunden mit meinem Herzblut kühlen, dich aufrichten mit meiner Liebe, dir alles ersetzen, du heimatloser Mann! dir mein Bestes geben, was ich besitze — meine Treue!"

Erik hauchte einen Kuß auf ihre reine Stirn.

„Mit diesem ersten Kuß bist du vor Gott meine Braut! Der Vater wird uns seinen Segen nicht versagen, er kann es nicht, er darf nicht eingreifen in die Rechte der Natur, nicht trennen, was Gott zusammengefügt. Können sich Gespenster gegen uns verschwören, sich Särge aufthun? Nein, mein Liebling, zittere nicht, die Macht der Liebe überwindet mehr, weit mehr. Was, aus dem Staub vergangener Zeit gezeugt,

uns trennen wollte, ist menschliche Hirnverblendung. Geistesadel liegt auf der Denkerstirn deines Vaters; er ist frei von unbegrenztem Vorurteil, ich fühle, wie seine milde Hand auf meinem Haupte mich zum Ritter schlägt. Geliebte, mein Wappenspruch kann sich messen mit dem der adelstolzesten Sippe:

Kronen würdig sein
Ist mehr, als Kronen tragen!"

In leidenschaftlicher Begeisterung, dem jungen Krieger gleich, der, seines Sieges gewiß, in die Schlacht stürmt, leuchteten Erik Dahlens Augen in flammendem Mut. Senta lag in seinen Armen, den kleinen Kopf an seine Brust gedrückt, bleich und starr. Es war so still, so totenstill! Die Dunkelheit schlich sich wie ein Gespenst an sie heran; kicherte es nicht vorwitzig und versteckt über ihr, neben ihr, überall? Oder war es nur das Echo seiner Stimme, die sie so unabweisbar deutlich sagen hörte, so fest und unerschütterlich: „Was, aus dem Staub vergangener Zeit gezeugt, uns trennen wollte, ist menschliche Hirnverblen-

dung!“ Hieß das nicht das Unheil heraufbeſchwören? O, was gäbe ſie darum, hätte er es nicht ausgeſprochen!

Heftig entringt ſie ſich ſeinen Armen. Da ſtreift ihre linke Hand das Metall des Gitters und den Kranz aus weißen Roſen. Ein neuer Schauer überrieſelt ſie, erſchreckt fährt ſie zurück, wie leiſes Stöhnen klingt es: „Weiße Roſen — Entſagen! Weiße Roſen ſind ſchön, man ſchmückt mit ihnen die Altäre und die toten Bräute. Weiße Roſen drückt mir ins Haar — weiße Roſen duften ſo matt! Nein rote, rote paſſen beſſer für mich! Erik, ſiehſt du den Kranz dort? O mein Gott, weiße Roſen — Entſagen!“

Süß und überredend ſucht er ſie zu beruhigen, unter allen erdenklichen Liebesworten ſtreichelt er ihr dunkles Haar. Senta ſchaut unverwandt auf die weißen Blumen mit den bräunlichen Blätterſpitzen; Erik erfaßte ſanft ihre Hände, um ſie fortzuziehen aus dem Banne des unglückſeligen Kranzes, leiſe drängt er ſie hinweg. Da ſchlägt ſie die Augen zu ihm auf — ach, ihr iſt

in dieſer kurzen Minute die ganze Grauſamkeit ihres Schickſals klar geworden — da giebt es kein Entrinnen, keine Rettung — Entſagung iſt ihr Los. Ein ſeltſames Leuchten bricht aus ihren Blicken hervor, ſie ſieht Erik groß und verſtört an, und fremd und rauh folgt Wort auf Wort wie hervorgeſtoßen:

„Ich muß eilen, der Vater, ja der Vater! Laß mich frei; was iſt geſchehen, welche Unruhe packt mich!“

Sie reißt ſich von ihm los, er will ihr nach, atemlos erreicht ſie das Portal — da wendet ſie ſich noch einmal um. Täuſcht er ſich oder iſt ihr Antlitz wirklich von Thränen überſtrömt? Sie winkt ihm zu, und welchen Schmerz drückt jede Bewegung aus! Faſt hat er ſie erreicht, ſie hebt die kleinen Hände flehend zu ihm auf, noch eine Biegung — und die dunkle, ſchlanke Geſtalt iſt verſchwunden.

Er blickt ihr nach, ja wie lange? Und was dachte er nicht alles in dieſen kurzen Minuten! Eine Fülle von Seligkeit, wie ſie uns arme

Erdenpilger in der Wirklichkeit erdrücken müßte, durchſtrömt ſein Weſen.

Dann erinnert er ſich der weißen Roſen, er ſehnt ſich nach ihnen. Hatte nicht ihre liebe, kleine, arme Hand ſie berührt; wie zog es ihn hin zu den ſtillen Blumen! Als er ſich bückt, um eine von ihnen herauszulöſen, entblättert ſie ſich durch ſeine Berührung. Schnell wendet er ſich ab und geht. Weiße Roſen — Entſagen!

* *
*

„Sapriſti, da iſt auch Geza! Nach langer Zeit zum erſtenmal wieder auf der Bildfläche erſchienen! Solche Veränderung! Man erkennt den luſtigen Menſchen kaum wieder. Iſt das etwa Ihr Werk, Baroneſſe? Sehen Sie, wie er dort in der Thür ſteht; er ſcheint erſt eben gekommen zu ſein.“

Viktor Ritter von Störenbergs Augen blitzen, die Schnüre ſeiner Huſarenuniform blitzen, ſeine Lackſtiefel blitzen. Er iſt der beſte Tänzer und

der kordialſte Kamerad. In ganz Wien bekannt unter dem Namen „kleiner Marquis", genießt er die Gunſt der ſchönſten Frauen; jeden Mittag plaudert er im Boudoir der Baronin Gelder, begleitet Madame Tabor zu ihrer Modiſtin und kauft Veilchenbouquets dutzendweiſe.

Cara hat, wie man allgemein findet, heute eine ſehr kleidſame Toilette gemacht, vielleicht etwas herausfordernd einfach, ohne Blumen, ohne Schmuck, in einer Wolke von gelbem Tüll.

Sie ſieht ſchon lange nach der bezeichneten Seite und ſchlägt den Fächer nachläſſig auf. Dem feinen Beobachter wäre die Pauſe zwiſchen Frage und Antwort vielleicht zu lange erſchienen; anſcheinend leichthin erwidert ſie:

„Was wollen Sie: erſt amüſiert man ſich, dann arbeitet man, um etwas geweſen zu ſein. Damit aber iſt der Schmetterlingsſtaub abgeſchüttelt und man repräſentiert würdig das Oberhaupt ſeiner Familie."

Störenberg lacht und zeigt eine Reihe blendender Zähne; er klappt die Sporen zuſammen,

daß sie klirren. Die Husarenuniform steht ihm wirklich vortrefflich!

Es ist liebevoll gehandelt von seinem unbemittelten Herrn Vater, welcher auf einer ertraglosen Besitzung in Böhmen lebt, daß er seinen Sohn in das sehr teure Regiment eintreten ließ; hübscher noch von Geza, daß er seinem weitläufigen Verwandten die Schulden bezahlt wie Sand am Meer und somit dem jungen Husarenlieutenant den Weg um die Ecke erspart.

„Nein, wenn man der Gefahr ausgesetzt ist, aus dem lustigsten, übermütigsten Kavalier ein Misanthrop zu werden, dann bringe ich es lieber nie zu etwas. Ist es nicht schade um unseren Geza? Er verstand es besser wie wir alle, zu leben und leben zu lassen. Und nun heißt es mit einemmal, er geht einer politischen Zukunft entgegen. Er vergräbt sich in Akten und ist tot für seine alten Freunde. Schade, schade! Sogar von einer unglücklichen Liebe zischeln böse Zungen, um den Reiz des Unglaublichen noch zu erhöhen. Lächerlich!“ Der kleine Marquis dreht sich keck

den Schnurrbart, es beluſtigt ihn offenbar ſehr. „Oder giebt es Vampyre, die man Couſinen nennt und welche den armen Vettern das Blut ausſaugen?“

„Pfui, ſchämen Sie ſich! Sie ſind unverbeſſerlich und nehmen ſich ſehr viel heraus. Daß Sie niemals einen Geza erreichen werden, weiß ich allerdings.“ Cara wird ernſt, lacht aber darauf gezwungen. „Wir ſprechen wieder ſo viel unnützes Zeug und dabei naht der Walzer ſeinem Ende. Engagierte ich mich mit Ihnen, um Dinge zu ſchwatzen, die wir beide nicht wiſſen und nicht verſtehen? Allons, tanzen wir endlich!“

Ungeduldig legt ſie ihre Hand auf ſeinen Arm; da fliegen ſie hin und wiegen ſich in den Myrtenblüten von Strauß, die beiden gefeierten Lieblinge der Geſellſchaft.

Daß Ritter von Störenberg Cara huldigt, weiß alle Welt. Daß ſie ſich von ihm und manchem anderen den Hof machen läßt, gehört nur zum guten Ton; was ſich ihr Herz dabei erzählt, fragt niemand; der, welcher die beſte

Partie ist, wird geliebt und erhört werden. Die Gegenwart ist jetzt noch zu verlockend, weshalb an die Zukunft denken? Die kleine Baronesse aber hat unterdessen ganz heimlich entdeckt, daß sie liebt; heiß und innig pocht ihr Herz für einen.

Caras Pulse schlagen. Hinauf und hinunter, in schnellerem Tempo fliegt sie dahin und zieht ihren Tänzer mit sich fort, bis sie plötzlich erschöpft seinen Arm fahren läßt und mißgelaunt ruft: „Walzen mag ich nicht mehr, es geht nicht schnell genug; ich will überhaupt nicht mehr tanzen!“

Er sieht sie erstaunt an. Daß ihre Stimmung wechselt, weiß er, und daß sie voller Capricen ist, hat er genug an sich erfahren müssen; er findet bei ihr an allem Gefallen, aber dies ist doch besonders pikant.

Sie besieht ihn aufmerksam, indem sie sich in einen Fauteuil wirft und lebhaft fächelt; sie will ihn durchaus hübsch finden, viel hübscher als — Dabei schweifen ihre Augen im Saal herum. Einer unter Hunderten scheint ihr ganzes Interesse

zu besitzen, und dieser eine steht nicht weit von ihr in einem Gespräch mit Gräfin Cecile Vernon, einer eleganten Frau anfangs der dreißiger.

Cara hätte gern gehört, was beide sprachen, aber der kleine Marquis ließ es nicht zu, und nun klangen auch die letzten Töne des Walzers.

Cara wird von anderen Verehrern umlagert, verdrießlich mischt sie sich in die Gesellschaft.

Gräfin Cecile Vernon war vor einigen Tagen aus Venedig zurückgekehrt, wo sie ihre Mutter besucht hat, welche dort nach der Scheidung von ihrem Gatten lebt.

„Ist, Gräfin, zufällig der Name Waldenfels in Venedig genannt worden? Der Graf ist ein Deutscher und sucht Heilung seiner Leiden; die Gräfin ist eine Jugendbekannte meiner Mutter."

Geza muß seinen Claque verwechselt haben, er dreht ihn immer wieder um und studiert eifrig das Monogramm darin. Er blickt nur flüchtig auf, als die Gräfin ihn lebhaft unterbricht:

„Gewiß, lieber Freund! Wer hätte nicht in Venedig die bella Contessina gesehen, welche im

Anfang des Winters auftauchte und auf dem Markusplatz, nur von einer Duenna begleitet, durch ihre Anmut alle Blicke auf sich zog! Sie ist aber bis heute noch von niemand näher gekannt. Der Graf soll ein Todeskandidat sein, der aufopfernd von seiner Tochter gepflegt wird. Die Gräfin war ja die bekannte Wiener beauté, für die der arme Sterno im Duell fiel. Damals machte die Geschichte viel von sich reden, Sterno wurde allgemein beklagt. Man schreibt mir aus Pest, Gräfin Waldenfels sei noch schön. Solche Frauen sind immer schön für eine gewisse Klasse von Herren." Die Gräfin lacht und geht auf anderes über: „Werden Sie meinen Jour fixe wieder pünktlich notieren, Graf?" fragt sie liebenswürdig. „Man vermißt Sie allgemein und will sich durchaus nicht damit vertraut machen, daß aus Ihnen ein Streber geworden sein soll, der Carriere machen will."

Geza verbeugt sich leicht: „Meine Berufung kann jeden Tag erfolgen; ich hatte das Leben des Müßiggangs satt und hoffe, meiner guten Mutter

mehr Ehre zu machen wie bisher.“ Geza ſpricht die letzten Worte ſehr langſam, es iſt ſeine erſte und letzte Lüge.

„Sie ſehen elend aus, Sie müſſen ſich nicht überanſtrengen. Aber brav iſt es von Ihnen, Ihre Mama kann ſtolz auf ihren Sohn ſein.“

Wieder zuckt es melancholiſch um ſeine Mundwinkel; die Gräfin winkt ihm freundlich zu und wird von Damen begrüßt.

Da legt ſich von rückwärts eine Hand auf ſeinen Arm; er wendet ſich um und ſieht in Caras ſchmollendes Geſicht:

„So unbedeutend bin ich, daß du mich ganz überſiehſt: iſt das ſchön von dir? Das erſte Mal, wo du wieder erſcheinſt, kränkſt du mich. Gieb mir deinen Arm, Geza, und führe mich hinaus, es iſt ſo heiß hier und mein Kopf ſchmerzt.“

Sie hängt ſich an ihn und plaudert ihm die Gedanken fort. Bewundernd ſieht er zu ihr nieder: „Meine kleine Schweſter iſt doch immer die Schönſte von allen!“

— — — — — — — — — — — —

Geza legt ſich ermüdet in ſein Coupé zurück und ſchließt die Augen. Den ganzen Abend hat ihn Sentas Bild verfolgt. Durch die lockenden Klänge des Tanzes, durch die Reihen anmutiger Frauen mit ſchimmernden Steinen und weißen Armen, durch das übermütige Lächeln roſiger Lippen, vom Atem der Jugend durchweht, winkt ihm ſeine weiße, ſtille Blume wie aus einer anderen Welt.

O, ſie an ſein Herz ziehen und nie mehr laſſen zu dürfen!

Und ſie — dachte ſie jemals an ihn, würde ſie jemals mehr für ihn empfinden können als Mitleid?

Vorwärts will er ſehen, nicht zurück; was die dunkle Zukunft in ihrem Schoße birgt, will er nicht wiſſen. Das Heute iſt ſein, morgen vielleicht ſchon iſt er der vereinſamteſte Mann.

Thätigkeit iſt ihm notwendig geworden, damit Senta ihn achten lernt; fehlt ſie aber in ſeinem Leben, was dann?

Die Maske, hinter der ſich ſein beſſeres Selbſt

verſteckte, hat er zerriſſen; die Erkenntnis hat ihn gereift, aber nicht glücklich gemacht.

„Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!“

Geza ſtreicht mit der Hand über Stirn und Augen.

Die Straßenlaternen flackern unſicher, die Fußtritte verſpäteter Nachtſchwärmer tönen ſchwer und laut. An den Häuſern entlang ſchleicht ein mattes Weib in zerlumpter Gewandung; vielleicht droht in dürftiger Kammer ihrem Kinde Lebensgefahr. Von Hunger und Nachtwachen erſchöpft, klopft ſie, Erbarmen flehend, an die Thür des vornehmen Arztes, die ſich nur öffnet für Geldariſtokratie und ihresgleichen. Lärmende, angeheiterte junge Leute, aus ihrem Klub und von Gelagen zurückkehrend, ſtürmen an der Ärmſten vorüber. Das iſt Wien, wie es weint und lacht!

Die Pferde greifen mächtig aus; Geza zieht fröſtelnd den Mantel um die Schultern.

„Zur beſtimmten Stunde im Miniſterium!“

Der Diener verbeugt ſich ehrerbietig.

Wieder nichts?! Geza tritt zögernd an ſeinen

Schreibtisch — ein Telegramm! Er wird sehr blaß und preßt die Lippen zusammen.

Der Diener möchte nach weiteren Befehlen seines Herrn fragen, aber er wagt es heute nicht. Geza bemerkt ihn endlich und sagt dumpf: „Ich reise noch diese Nacht!“

* *
*

Im Mezzanin, am Canal Grande saß Erik Dahlen mit verstörten Mienen, den Kopf auf die Hand gestützt. Sein schwarzes Haar hing in lockigen Strähnen unordentlich über der Stirn; er horchte nach der Thür, als vernehme er etwas Ungewöhnliches; brummende Männerstimmen, schwere Fußtritte, Hämmern und das Zunageln von Kisten hört man draußen. Er versinkt wieder in tiefes Nachdenken. Die Fensterflügel stehen offen und lassen feuchte, weiche Luft hinein; der Canal Grande zieht sich wie eine schwarze Perlenschnur durch die matt erleuchtete Wand der Paläste.

Erik hebt den Kopf und horcht angeſtrengter, dann ſteht er auf und tritt zum Fenſter. Einige Gondeln fahren vor dem Palaſt auf und nieder, ſie ſtoßen ſich hin und her, die Gondoliers fluchen, der eine will die Steinſtufen erreichen, wird aber abgedrängt. — War das nicht ein reich bekränzter Sarg? Eine gebückte Frau händigt nun einem der Gondoliere einige Reiſetaſchen und Plaids ein und tritt dann zurück.

Jetzt ſpringt ein hoher, ſchlanker Mann raſch in die Gondel und ſtreckt mit dem Ausdruck unendlicher Sorgfalt einer zarten, ſchwarzgekleideten Frauengeſtalt die Arme entgegen. Sie läßt ſich matt hingleiten; ihr Geſicht iſt tief verhüllt, aber die edle Haltung nicht zu verkennen. „Avanti!“ rufen die Gondoliere und ergreifen die Ruder. Mit einem bedauernden Blick nach Eriks Fenſter ſteigt auch Jeanette ein. Eine Gondel nach der anderen fährt dann weiter und ſie verſchwinden mit gleichmäßigen Ruderſchlägen, ein dunkler Leichenzug.

Ein Fieberfroſt rieſelt Erik Dahlen durch

Mark und Bein, er sieht nichts mehr als die eine, ach so wohlbekannte Gestalt; Schweißtropfen stehen ihm im Gesicht. Sein Oberkörper beugt sich weit hinab; von unten lockt und winkt die Flut: „Komm herab!“ Seine verstörten Augen suchen die Tiefe, das Wasser bewegt sich kaum merklich. Es graut ihm vor seinem eigenen fahlen Gesicht mit den wilden Haaren. Wie Wellenbrausen saust es in seinen Gedanken, wie die tobende Hochflut am Felsengestade bricht sich seine Überlegung an der sinnlosesten Verzweiflung. Er packt den Fensterrahmen und reißt daran wie ein Wahnwitziger, im Gefühle vollständiger Ohnmacht drückt er sich an dem Holz die Hände wund. Dann rafft er sich auf, rast im Zimmer auf und ab, stürzt in die Knie, greift wild nach seinem Hut, um ihn gleich wieder in die äußerste Ecke zu schleudern. Ihm schwindelt, er sinkt auf das Sofa, sein Kopf fällt schwer auf die Kissen, seine Nägel bohren sich hinein.

„Fort,“ stöhnt er heiser, „fort ohne Abschied! Ließ es die Hölle zu, daß sie mir gewaltsam ent-

riſſen wurde? Sie gehört mir, mir allein, ſie ſchwur es mir — ihre Liebe überdauert jede gewaltſame Trennung!“ Er greift in die Luft, als wenn Senta zu ihm niederſteigen müßte. Seine Hände gegen die feuchte Stirn gepreßt, ſieht er hinauf.

Es klopft zaghaft an die Thür. Erik taumelt und hält ſich mühſam an der Lehne eines Stuhls, er wagt nicht, ſich zu rühren. Sie ſtirbt gewiß in dieſer Stunde und ihre Seele kommt zu ihm! Es überläuft ihn kalt.

Das volle, freundliche Geſicht der Wirtin ſieht herein: „Sind der Herr hier?“

Da keine Antwort erfolgt, tritt ſie couragiert hinein, bleibt aber erſchreckt ſtehen; Erik Dahlen iſt zuſammengeſunken.

„Herr Jeſus, was iſt denn geſchehen; ſpukt es etwa hier? Ich beſitze den Palaſt ſchon ſeit dem Sommer und habe noch nichts gehört und geſehen, nur in der Neujahrsnacht polterte und lärmte es fürchterlich! Nun wird es natürlich heißen: ‚Der Graf geht hier um‘, und ich werde

keine Mieter mehr bekommen.“ Sie fing an zu ſchluchzen und ſchnaubte ſich wiederholt ſehr laut. „Ich war froh, daß alles ſo glatt ging; kaum waren wir von Trieſt hergezogen, ſo beſorgte uns unſer Neffe Paolo dieſe deutſche Familie! Sie zahlten ſo pünktlich und waren mit allem zufrieden, ſo vornehm und ſo anſpruchslos! Freilich als die Frau Gräfin kam, war täglich etwas auszuſetzen, aber lange wollte dieſe ja nicht bleiben. Es iſt ſo traurig — ſo traurig!“ Die Wirtin ſeufzt und ſieht Erik an, der aufgeregt auf und ab geht. „Solch eine Hochzeit am Sterbebett! Gott habe ihn ſelig!“ Die dicke Frau bekreuzigt ſich und wiſcht ſich mit der flachen Hand über die Augen. „Auch ein ſchöner und guter Herr, der geſtern abend ankam; er bot mir freiwillig die Miete des vollen Monats und wir haben heute erſt den vierten. Dann wurde geſtern noch der Geiſtliche zu dem Sterbenden gerufen und die arme Conteſſina ſah ſelbſt aus wie eine Leiche. Nun ſind ſie fort. Nur die alte Frau Gräfin bleibt noch einige

Tage, ihre Kammerfrau meint, sie warte Briefe ab. Fast hätte ich vergessen, weshalb ich kam. Es brummt in meinem Kopf; ach, hätte ich das geahnt!" Dabei zieht sie einen Brief aus ihrer Tasche. Erik reißt ihn ihr aus der Hand. „Aber ohne Lampe können Sie doch nicht lesen." Im Selbstgespräch trippelt sie geschäftig in das andere Zimmer und kommt mit einer brennenden Lampe zurück. „Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, gnädiger Herr, Sie scheinen sie zu gebrauchen. Ach ja, es ist schrecklich!" Damit geht sie hinaus.

Eriks Hände zittern. Er sieht auf die festen Schriftzüge der Adresse, dann bricht er den Brief auf. Es waren nur wenig Zeilen.

„Wir müssen scheiden, Erik Dahlen! Der schöne Traum sollte schneller sein Ende erreichen, als ich denken konnte. Gestern abend starb mein Vater. An seinem Sterbebett erfüllte ich seinen letzten Wunsch; von seinen Segenswünschen begleitet, reichte ich dem Manne die Hand, dem

ſchon früher meine Eltern mich beſtimmt und deſſen edles Herz Treue verdient.

Leben Sie wohl! Möge Ihre Kunſt Ihnen die größten Erfolge bringen! Ihr Leben wird ſich ſo wechſelvoll geſtalten, daß Sie die flüchtige Bekanntſchaft nur zu bald vergeſſen werden.

Wir werden uns nicht wiederſehen! Ich bleibe in Ihrer Schuld. Was ich im Leben nicht abtragen kann, will ich im Gebet für Sie und Ihr Glück erflehen.

Senta Gräfin Szardon."

Erik rührt ſich nicht; es ſcheint, als ob alles Leben in ihm erſtorben iſt; er ſtiert auf die Unterſchrift: „Senta Gräfin Szardon", dann krampfen ſeine Hände ſich zuſammen, er zerknittert den Brief und ſetzt den Fuß darauf. Seine Züge ſind entſtellt, Bläſſe macht dunkler Röte Platz, um ſeinen Mund zuckt es höhniſch. Sein Selbſtgefühl iſt in den Staub getreten.

„So alſo ſpielen große Damen Komödie, und ich Thor ließ mich von dieſen Nixenaugen

bestricken, die falsch und gleisnerisch mich hinziehen wollten in die trügerische Flut! Zu ihren Füßen sollte ich schmachten" — er lacht bitter — „das Opfer der Langenweile! Der arme Künstler ist ja reich belohnt, wenn eine schöne Gräfin gestattet, für sie zu sterben!" Er schlägt mit geballter Faust auf die Tischplatte, daß die Lampe klirrt. „Darf Gottes Sonne solche Giftblume bescheinen, die Verderben ausströmt, deren Duft den Tod bringt? Fluch den falschen Schwüren, den roten Lippen, die mit einer Lüge zur Welt kamen! Die Erinnerung an sie ist ein Wurm, der an meinem Herzen nagt!" Er richtet sich hoch auf, stolz wirft er den Kopf zurück. „Einer Unwürdigen gelang es, dieses Herz zu beugen, aber sie hat die Spannkraft des Genius nicht zerstört! Höher schwingt es sich bis in den Himmel! Der verwundete Leu fühlt den Schmerz, der Sieg aber bleibt sein! Mein Genius hat seine Fesseln gesprengt, mehr, er erhebt sich frei zur Göttin des Ruhmes, in ihren Armen ist Vergessen!"

* * *

Eine Premiere. Es war ein Jahr darauf in einer norddeutschen Stadt.

„Gehen Sie heute ins Theater? Wohl schon pour les beaux yeux des interessanten Komponisten? Er trug gestern selbst einige Auszüge seiner Oper vor, er ist wirklich ein Genie. Wenn er hält, was sein Erstlingswerk verspricht, prophezeie ich ihm eine Zukunft von außerordentlicher Bedeutung."

Erik Dahlen sah an demselben Abend kühl auf das übervolle Haus. Große Spannung zeigte sich in allen Gesichtern. Er schwang den Dirigentenstab, die Ouverture rauschte über die Köpfe hin, dann ein Applaus, ein Rufen ohne Ende.

Erik Dahlen dankte wiederholt und wurde sehr bleich dabei. Er war sehr verändert, seit er im Mezzanin des alten Palazzo zu Venedig Sieger blieb über sein Herz: mager, eingefallen, sein Schritt unsicher, die Augen fieberhaft leuchtend.

Er drängte sich durch die begeisterte Menge und eilte in sein Hotel. Der Lärm! der Lärm! Er hielt sich die Ohren zu.

Erik Dahlen, du bist von der Göttin des Ruhmes erhört, ihre Arme schlingen sich fest um deinen Nacken, sie drückt dich an ihren Busen und flüstert dir Schmeichelworte zu!

Erik Dahlen, bist du glücklich?!

Die Künstler und Künstlerinnen erwarteten ihn zu einem glänzenden Souper, wo der Beifallssturm von neuem beginnen wird. Sie werden ihn ungeduldig erwarten und wollen ihn im Triumph hinführen.

Er steht in dem dunklen, trüben Hotelzimmer, hat die Hände vor das Gesicht gedrückt und weint!

* * *

Das Feuer im Kamin ist niedergebrannt, es glüht todesmatt; züngelnde gelbe Flämmchen drängten sich durch die verkohlte Asche, um aufflackernd zu erlöschen.

In dem matt erleuchteten Gemach wird es nächtlich kühl.

Eine schlanke, bleiche Frau in schleppender

schwarzer Seide blickt schon lange in die sterbende Glut. Nach trüben Dezembertagen hatte sich der erste starke Frost eingestellt. Die junge Frau hält ihre durchsichtigen Hände verschlungen; den kleinen, dunklen Kopf auf die Brust gesenkt, brütet sie vor sich hin.

Ist sie eine Leidträgerin, welche am Tage ihr Herz zum Schweigen zwingt, um in der Einsamkeit der Nacht dafür in verdoppeltem Seelenschmerz aufzuzucken?

Ihre Finger lösen sich, gleiten mechanisch über ihre großen, traurigen Augen, als wollte sie die vielen anstürmenden Gedanken bannen, die heute so mächtig Beachtung fordern. Dabei erhebt sie sich müde, als trüge sie eine schwere Last an sich selbst.

Es fällt ein offener Brief von ihrem Schoß auf den Teppich, sie bückt sich danach mit einer Art von gewohnheitsmäßiger Pietät. Ja, sie hält dieses Gefühl nur deshalb aufrecht, weil sie an eine Zeit denkt, als die Schreiberin die heiligsten Gefühle eines Mannes unverdient ihr

eigen nannte; aber dieſe Gefühle blieben für immer der Hochſommer in ſeinem Leben. Senta ſeufzt; ſie denkt über alles dies nach und drängt eine oft in ihr aufgetauchte entſetzliche Ahnung zurück, als ſie den nach violette de Parme duftenden Bogen in ihren Schreibtiſch verſchließt. Verblendete Frau, du glaubſt an die Leidenſchaft eines ſolchen Mannes! Der Schatten des Verblichenen ſteht nicht mit gerechtem Vorwurf zwiſchen dir und ihm! Schweigt die Stimme der Natur, die du frevelnd überhörteſt? In verblendeter Eitelkeit, durch ſchmachvolle Berechnung mit tauſend Künſten umgarnt, gingſt du in die Falle, welche dein Verderben bedeutet! Dein Kind erkannte den Feind, der erſt dann die Hand nach dem ſchillernden Stein auf ſeinem Wege ausſtreckte, als er die edle Perle nicht gewinnen konnte. Du ſchreibſt, jeder Frauenwürde ſpottend, an deine Tochter: Du wollteſt auch einmal wie andere den Becher des Glückes an deine durſtigen Lippen führen, dem Hofmarſchall allein gehöre ſeit lange deine Liebe, er wäre nicht nur von

jeher dein treuer Berater gewesen, sondern auch dein selbstlosester Freund.

So ist es unwiderruflich geschehen. Gott stehe dir bei!

„Ja, unwiderruflich!" sagt Senta gedankenvoll leise und preßt die Hände gegen das Herz.

Sie ist schöner als damals, wo ihr Zauber die Venetianer entzückte; ihre Gestalt scheint gewachsen, die Züge sind markierter, die weichen Linien mädchenhaften Ausdruckes sind einer ernsten Würde gewichen; aber ihr Gang ist müde, die Menge findet ihn hoheitsvoll; wenn sie die Augen aufschlägt, ist es, als kenne sie bereits alles, was sich vor ihren Blicken erschließt, und das gerade macht sie interessant. Sie will niemand gefallen, aber jedem, besonders denen, welche unter oder über ihrem Gatten stehen, bringt sie eine unveränderlich ruhige Freundlichkeit entgegen. Man nennt sie deshalb in der Gesellschaft „eine seltene Frau". Selbst die Damen mißgönnen ihr diese Art der Bewunderung nicht.

Senta ſchiebt die ſchweren Vorhänge zurück und tritt an das Fenſter.

Von allen Türmen der Stadt tönt es dumpf und voll — Grabgeläute für das alte Jahr. Es iſt die Grenze zwiſchen dem „Geweſen“ und „Werden“.

Was ich gelebet, decke zu,
Was ich noch lebe, Herr, das lenke du!

Mitternacht! Das neue Jahr hält ſeinen Einzug. Wie das alte ſcheidet mit gefrorenen Thränen, ſo breitet das neue im Beginne der Macht ein weißes Leichentuch über das verſunkene.

Welche Sternenfülle in dieſer Nacht! Eiszapfen funkeln unter ihren Strahlen, die Dächer, die Straßen, die Erde glitzern wie mit Diamanten beſtreut.

Gegenüber im Palais in der Wilhelmſtraße tanzt die Ariſtokratie in das neue Jahr hinein, hüpft über Freud und Leid, das jedem einzelnen noch verborgen, lacht und liebt, bis die Winterſonne das „Proſit Neujahr!“ von aller Munde ſchmilzt. Es klingt ſo ſorglos von friſchen jungen Lippen.

Der Punſch dampft in geſchliffenem Kryſtall, die Gläſer klingen, Wangen glühen und Augen blitzen. Proſit Neujahr! Glück auf!

Zwei Engel, deren Wege ſich trennen, ziehen über Städte und Meere. Der eine trägt rote Roſen; wo ſie hinfallen, blüht ein Glück auf; der andere verhüllt ſein verhärmtes Antlitz, Trauerflor heftet ſich an ſeine Flügel.

Im Salon der Gräfin ſummt die Theemaſchine; der Kammerdiener geht auf leiſen Sohlen hin und her, ſtellt die Taſſen zurecht und klappert mit Silbergeſchirr. Er ſieht auf die Uhr, bald muß der Ball zu Ende ſein.

Senta legt die Stirn gegen die Fenſterſcheiben, die Arme über den Kopf gekreuzt. War ſie nicht geſtorben daran?

Nein, das wäre damals Erlöſung geweſen! Sie mußte hindurch und fühlte ſich „ſtärker als alle Toten“ ſeit jener Stunde, wo ſie ihr Herz mit Füßen trat, um dem ſterbenden Vater, dem edelſten Dulder das Scheiden zu erleichtern. O die Qual, das Elend jener Zeit! Sie empfand

es noch nach sieben Jahren, als wäre es heute! Die fieberglühenden Augen ihres Vaters, seine eingefallenen Schläfen und die dunklen Schatten um die Mundwinkel, seine heißen trockenen Hände, welche ruhelos auf der Bettdecke umhertasteten oder sich fest um der Tochter Handgelenk spannten, wenn er, mühsam den Kopf erhebend, in verzehrender Ungeduld nach der Thür starrte. Stöhnend sank er zurück, sein Atem flog, angstvoll heftete sich sein Blick auf Senta. Sie strich ihm leise über das ergraute Haar.

Endlich! Da stand der Ersehnte vor seinem Lager, tiefe Erschütterung zurückdrängend.

„Geza, Geza, mein Sohn!" rang es sich wie Freudengeschrei von des Sterbenden Lippen.

Geza sank an dem Bett nieder und beugte den Kopf. Der Graf liebkoste mit unsicherer Hand die dunklen Locken des Angekommenen, als könnte er nicht daran glauben, daß ihm die Vorsehung noch solches Glück gewährt.

Er raffte sich mit letzter Anstrengung empor und suchte nach Sentas helfendem Arm; sie stand

bewegungslos am Kopfende und hätte selbst der Stütze bedurft. Mit steigender Unruhe, als gälte es, nicht Zeit zu verlieren, zog er die Tochter an sich, indem sein Blick in qualvoller Ungewißheit von Geza zu ihr streifte. Er wollte sprechen, ein Hustenanfall nahm ihm die Luft; er faßte Gezas Hand und hauchte abgebrochen:

„Senta, er liebt dich, er ist so gut, so brav, ich weiß dich geborgen bei ihm, ich will euch vereint sehen, ehe ich sterbe.“ Seine Augen leuchteten vor innerer Erregung, kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht, dessen Schatten dunkler wurden und die Augenhöhlen tiefer. „Es ist mein letzter Wunsch,“ stöhnte er matt, sein Ausdruck wurde starr, er sank völlig erschöpft in die Kissen zurück.

Da zersprang etwas in Sentas Seele; es löste sich ein Stein, welcher sie niedergedrückt, als wollte er sie zermalmen, ihr eigenes Selbst ließ sie hinter sich, wie man ein schweres Kleid abwirft, an dem man sich stundenlang müde getragen. So leicht, so leicht fühlte sie sich; o,

und der liebliche Gesang, woher kam er? Sie sah sich um; da saß ja auch ihre Mutter und streckte Geza beide Hände hin; er erfaßte sie und sprach leise mit ihr, er wollte hinaus, sie winkte ihm und verschwand in der Thür.

Der Graf röchelte mit geschlossenen Augen. Geza trat wieder an das Bett, sein ruhiger, ernster Blick suchte Senta — es war eine Frage, sie wußte es. Fast jauchzend klang es ihm von ihren bleichen Lippen, sie strich sich das Haar aus der Stirn und sah fast verklärt aus:

„Nur Eile, sehen Sie nicht, daß er stirbt! Vater, Vater, dein Wunsch ist allezeit Segen für mich! Nur schnell, schnell!“

Über des Grafen Gesicht zog es wie ein fernes Lächeln, er seufzte einigemal erleichtert auf, seine Augen aber blieben geschlossen.

O, diese überirdischen Stimmen, welche Senta hörte! So lieblich sangen sie Kyrie eleison, Kyrie eleison über ihr, neben ihr, wie schön war das! Sie fühlte sich durch den Gesang emporgehoben auf eine Wolke, sie schwebte mit dem

Vater hinauf dem blauen Äther zu, immer heller wurden die Stimmen, immer leichter die Luft. Sie schwebten höher und höher und schauten hinunter auf die Erde — wie fern lag ihr Leben! Hatte sie denn überhaupt einstmals gelebt und gelitten?

„Kommt er bald?“

Johann sah seine junge Herrin aus trüben Augen an und nickte stumm, Jeanette trat zögernd zu ihr, eine weiße Rose in der Hand:

„Die Wirtin schnitt sie von ihrem Rosenstrauch für Gräfin Senta, sie ist heute morgen aufgeblüht und soll der einzige Schmuck der Braut sein.“ Jeanettes Stimme zitterte dabei.

Senta streckte die Hand aus, dann schauderte sie zurück: Weiße Rosen, Entsagen — Erik Dahlen!

Es wurden flüsternde Stimmen im Nebenzimmer hörbar, die Gräfin trat in die Thür und wankte zu einem Sessel, fern vom Lager des Sterbenden.

„Der Priester,“ hörte Senta Geza leise sagen.

Er trat an sie heran, ergriff ihre herabhängende Hand und küßte sie bewegt. Angstvoll forschend richteten sich seine dunkel leuchtenden Augen auf ihre verhärmten Züge. Sie hielt den Blick nicht aus und drängte hastig zum Beginn der Ceremonie.

Der ehrwürdige Geistliche sprach fromme Worte und Ermahnungen, flehte Gottes Segen herab auf den Bund dieser zwei jungen Herzen, welche in so ernster, schwerer Stunde sich für Leben und Ewigkeit verbunden, dankte für alle Gnade, die der Herr so huldvoll verliehen, und bat inbrünstig mit erhobenen Händen, daß sie nicht straucheln noch wanken möchten in allen Stürmen, welche ihr gemeinschaftliches Lebensschifflein bedrohen würden; er schloß „durch Liebe zum Himmel".

Senta hörte ihn, aber sie verstand ihn nicht; sie erinnerte sich, daß er ihre Hände mit der Stola umwand und Geza sie stützte, weil sie einen Augenblick wankte, daß sie ein „Ja" klar und deutlich hörte und es mechanisch nachsprach.

Sie hatten den Segen empfangen; sie stand unbeweglich, bis Gezas weiche Berührung mit rauher Hand sie in die Wirklichkeit zurückrief.

Die Gräfin umarmte ihre Tochter und führte dabei das Taschentuch an die Augen, Johann und Jeanette küßten ihr ehrerbietig die Hände.

Der Priester war bei dem Sterbenden niedergekniet und murmelte unverständliche Gebete, dann befeuchtete er sein Haupt mit dem heiligen Öl.

Der Graf atmete ganz leise wie ein Gesunder, er hatte den Kopf zur Seite gelegt, als wolle er schlafen, ein leiser Hauch von Rot färbte seine mageren Wangen. Senta beugte sich über ihn, Geza trat zu ihr; da hoben sich kaum merklich die Wimpern, sein gebrochenes Auge suchte eine Gewißheit.

So lag er eine Weile ganz still. Plötzlich setzte der Atem aus, kehrte noch einmal zurück, setzte wieder länger aus, noch einige leise unregelmäßige Atemzüge — über das Gesicht des Sterbenden legte sich ein Schleier — es war vorbei.

Senta hörte die singenden Stimmen ferner

und ferner, Kyrie eleiſon, Kyrie eleiſon! Immer weiter fort ertönte der Geſang, als zögen die Scharen in unerreichbare Höhen. Dabei huſchten Bilder aus ihrer Kinderzeit und aus Janis Märchen an ihrer Seele vorüber. Sie ſpielte wieder als kleines Mädchen vor dem Schloſſe mit ihrem großen Hunde, er ſprang durch Reifen, ſie konnte ſich nicht ſatt daran ſehen, der Vater hielt den Reifen und lächelte ſo gütig. Sie kam zaghaft in ſeine Arbeitsſtube und ſchaute ihm auf den Fußſpitzen über die Schulter; er aber zog ihre Ärmchen herüber und trug ſie im Galopp auf dem Rücken in der Stube umher. Und wieder ſaß ſie zu ſeinen Füßen auf dem Bärenfell und lauſchte ſeinen Erzählungen, bis ſie auf ſeinem Schoß einſchlief und Jani ſie holte.

Kyrie eleiſon! klang es verhallend.

„Er hat überwunden!“ ſagte der eintretende Arzt.

Was dann kam — wie ſie es nur hat tragen können.

Sie nahm einen weißen Bogen aus ihrer

Mappe, ſtützte den Kopf in die Hand und regte ſich nicht. Dann ſchrieb ſie und zerriß, überdachte und entwarf, legte die Feder fort und ſchloß die Mappe. Sie konnte es ihm nicht ſchreiben!

Mußte es denn ſein?

Sie rang die Hände. Dann wurde ſie ruhig und ſchrieb; ganz ruhig wurde es in ihr wie in einem Grabgewölbe. Endlich fiel eine Thräne heiß und ſchwer auf den fertigen Brief. Das durfte nicht ſein; ſie ſchrieb ihn noch einmal. Sie ſtudierte die grauſamen Zeilen, welche daſtanden, Wort für Wort, ſie ſezierte wie der mitleidloſeſte Anatom.

Ja, ſie mußten ihn heilen; er würde geneſen und ſie vergeſſen.

Ihr blaſſes Haupt fiel auf die Tiſchkante — es mußte ſein!

Sie faltete und adreſſierte mit feſter Hand und blickte lange, lange auf das inhaltſchwere Blatt nieder.

Ihre Hand ſtreckte ſich zitternd nach dem

Briefe aus, ſie führte ihn an ihre kalten Lippen. Dann, ja dann!

Die lange Reiſe, wo ſie in ſich verſunken und ſchweigend neben Geza ſaß. Zuweilen blickte ſie zaghaft zu ihm auf und begegnete ſeinen beſorgten Augen. Scheu ſah ſie zum Fenſter hinaus: die überſchwemmten Wieſen, von Weiden umgeben; die roten Dächer der kleinen und größeren Flecken mit ihren Obſtgärten, die den Wohlſtand kennzeichneten; ein müdes Fuhrwerk, das ſich die Höhe hinaufquälte; dort ſpielende Kinder auf dem Felde — und über dem allen das friedliche Dämmern eines erſten Frühlingstages. Feucht und würzig drang die Luft in das Wagenfenſter, ein Windzug ſpielte mit ihren Haaren.

Auf einer Eſtrade, mit Topfgewächſen geſchmückt, ein ſchwarzer niedriger Sarg, mit verwelkten und friſchen Kränzen bedeckt; es roch nach Cypreſſen und trockenen Blumen.

Daß ſie es vermocht hatte, thränenlos an dieſem Sarge zu ſtehen!? Thränenlos, wo aller Augen feucht waren!

Sie hatte einige Leberblumen, welche zwischen Steinen und nassem Moose am Abhange blühten, gepflückt und lange gelauscht auf die tobenden Weisen des wilden Baches, der mit den Lenzesstürmen um die Wette des Winters starres Reich zu brechen sich bemühte. Sie trug die ersten Frühlingsblumen in den Ahnensaal und legte sie mit kalter Hand auf das Fußende des Sarges. Als schlinge sich ein eisernes Band um ihr Herz, wankte sie ruhelos einher.

Die verschleierten Augen der schönen Ahnfrau begegneten den ihrigen. Beide todestraurig, beide todesmüde!

Es kam der Tag, wo sie ihrem Gemahl willig und sanft gefolgt war, seine Berufung an die Botschaft nach Berlin traf bald nachher ein.

Wieder nahm sie Abschied von Waldenfels; still und in sich gekehrt drückte sie den letzten Kuß auf die schwere Thür des düsteren Grabgewölbes, da rannen die ersten Thränen an ihren bleichen Wangen herab. So müde, so müde war sie damals gewesen, so müde war sie auch heute.

An einem regnerischen Nachmittage stand sie mit Geza auf dem kleinen, traurigen Provinzialbahnhof. Der Regen peitschte gegen die Fenster des leeren, kalten Wartezimmers, aus den Rinnen tropfte es eintönig. Zwei rote Kugeln in der Ferne, eine grelle Glocke, drei ländliche Passagiere, ein harter Pfiff, und der Zug brauste heran.

Geza hob Senta hinein. Es war alles so gewöhnlich und selbstverständlich gewesen, auch daß sie nichts dabei empfand als ein brennendes Verlangen nach Ruhe.

„Einem neuen Leben entgegen," hatte Geza dann gesagt; seine Stimme war sehr weich und bewegt dabei.

„Ja," hatte sie unhörbar geantwortet. Dann schwiegen beide wieder.

Ihr Gemahl ging einigemal unruhig im Coupé auf und ab; sie hatte den Kopf zurückgelegt gegen die Polster und blickte unverwandt in die regnerische Landschaft, über welcher der Himmel wie eine Bleidecke hing. Geza unterbrach plötzlich seine Wanderung, es schien ihm

wunderbar mild und hoffnungsvoll ums Herz zu werden, dann nahmen seine Züge eine feste Entschlossenheit an:

„Senta, ich sagte, einem neuen Leben! Könnte ich dich dazu erwecken! Der Verklärte legte deine Zukunft in meine Hände; vermöchte er mir den Weg zu zeigen, um dich glücklich an meiner Seite zu sehen." Er erfaßte ihre beiden Hände mit festem Druck und sah in tiefer Erregung zu ihr nieder: „Deine Apathie hat schon öfter Zwiespalt in meine heiligsten Gefühle gebracht" — seine Stimme bebte — „es gab Stunden, wo ich mich so weit vermaß, mit dem Toten zu hadern, welcher dein Geschick an das meine knüpfte und ein armes junges Leben dadurch vielleicht unglückselig machte. Ich wollte fliehen fern, ungekannt an das äußerste Ende der Erde, um dir die Freiheit wiederzugeben, die du in der Großmut deiner reinen Seele hinwarfst als Opfergabe der Kindesliebe." Mit steigender Leidenschaft hatte er gesprochen, er atmete tief auf, wie jemand, der sich zwingt, Herr zu werden über etwas, was er nicht auf-

kommen lassen will. Er strich sich mit der einen Hand über die Haare, die andere hielt noch lose die ihre, dann sagte er enttäuscht: „Für eine moderne Ehe sind wir beide zu sensitiv, wir erwarten mehr vom Leben, als es uns gewähren will, wir teilen nicht die Genügsamkeit der Menge, die kaum ahnt, daß sie ein Herz in der Brust hat, welches sich rebellisch auflehnen kann gegen eine Scheinexistenz, welche die Lüge am eigenen Herd großzieht. Was hilft es," fügte er wehmütig lächelnd hinzu, „vor Gott und Menschen gehört man zusammen, und das ist entscheidend für die Frau, deren Heil nicht irdisch ist. Verzeih, wenn ich dich verletzt habe."

Er wandte sich ab und griff nach einem Buch, das auf dem Sitz lag.

Senta hielt die Augen niedergeschlagen, bis er geendet hatte; ein leichtes Rot färbte ihr Gesicht, sie öffnete die Lippen, daß die kleinen weißen Zähne sichtbar wurden, es kostete sie offenbar Überwindung zu sprechen. Sie blickte auf Geza; er hielt das offene Buch auf seinem

Knie und ſchaute zum Fenſter hinaus. Sie huſtete leiſe, da ſah er auf.

„Du mußt Nachſicht mit mir haben, Geza. Mit des Vaters Tode iſt alles ſo anders, ſo fremd geworden, es traf mich hart und ich bin ſchwach — ſchwächer, als du annimmſt. Ich werde Zeit gebrauchen, um mich wieder im Leben zurecht zu finden" — ſie ſtockte — „mein Vater war ſo geiſtig ſtark, ſo ergeben in Gottes Willen; ich möchte ihm nacheifern. Daß es ſo ſchwer iſt, ahnte ich nicht. Deine neue Stellung wird geſchäftlich und geſellſchaftlich Anforderungen an dich ſtellen; ich werde meine Zurückgezogenheit dazu benutzen, um an mir zu arbeiten. Richten wir uns ſpäter unſer Leben gemeinſchaftlich ein, ſo bin ich, ſo Gott will, ſchon etwas weiter, und du darfſt zufrieden mit mir ſein."

Geza ſeufzte.

„Zufrieden! Wie fremd iſt das Wort! Ahnſt du denn nicht, wie grenzenlos ich dich liebe? Ich muß es dir endlich ſagen, wenn du's auch nicht verſtehſt! Ich wollte ja in Geduld harren Jahr um

Jahr, wenn mir nur in weiter Ferne ein Hafen winkte, in dem mein sehnsuchtsvolles Herz eine Heimat fände. Ich wollte deiner würdig werden, ehe ich, von glühendem Hoffen beseelt, zu dir trat, um mein Schicksal von deinen Lippen zu hören; erzwingen wollte ich deinen Besitz nicht, du solltest mir freiwillig folgen oder meinem Herzen den Tod geben, wenn es sein müßte." Geza war dicht an sie herangetreten, er hatte seine beiden Hände auf ihre Schultern gelegt, seine Augen leuchteten in unsäglicher Liebe.

Sie bog den Kopf zurück und sah ihn sinnverloren an. Träumte sie? Das Zwielicht der Markuskirche dämmerte in ihr auf, sie hörte das Wiederhallen ihrer eigenen Schritte und vernahm eine melodische geliebte Stimme, die sie erschauern ließ in sonnigem Seelenglück; sie hätte aufschreien mögen vor Entsetzen! Erik Dahlen, ich fürchte mich vor dir!

„Du bist so erschreckend bleich, Senta!"

Es ist Gezas Erlösungswort, der böse Bann kriecht in seine Schlupfwinkel zurück.

„Armer Geza, du leidest um mich, die ich dir an Großmut nie ebenbürtig sein kann. Lehre mich nur, dir etwas gleich zu werden, dann kommt vielleicht die Stunde, in der ich dich zagend frage: Bist du glücklich? O, daß sie käme!“

Sie hatte sehr leise gesprochen, Thränen in den Augen. Geza blickte sie verklärt an, es wurde ihm plötzlich so frei ums Herz, als müßte er die ganze Welt umarmen. Er nahm ihre kleinen Hände in die seinen und drückte sie an seine Brust, indem er Senta zu sich emporzog; sie ließ ihren Kopf matt auf seine Schulter sinken.

„Mein Herzblatt, mein armes, armes Vögelchen, ich bin ja alles, alles nur durch dich!“

* * *

„Befehlen gnädige Gräfin den Thee allein zu nehmen?“ Der Diener hat schon zweimal ohne Erfolg gefragt.

Die Gräfin muß sich besinnen, wo sie eigentlich ist, es überläuft sie nächtlich kühl.

„Ach so, der Thee," sagt sie nach einer Weile abwesend, als erwache sie langsam aus einem schweren Traum. „Ich werde warten."

Sie verändert ihre Stellung nicht, sondern blickt mit ausdruckslosen Augen auf die Straße.

Einige Equipagen halten schräg gegenüber, neue rollen heran. Galonnierte Lakaien reißen die Wagenschläge auf, helle vermummte Gestalten wogen durcheinander, blitzende Offiziershelme drängen sich durch das Portal.

Graf Szardon ruft ungeduldig nach seinem Coupé, hilft einer lebhaften jungen Dame hinein, welche, in einen weißen Pelz gehüllt, den Garde du Corps an ihrer Seite mit munteren Repliken bombardiert, bis dieser ihr in fröhlichster Stimmung eine Fülle von Bouquets und ihren Fächer in den Schoß wirft.

Drüben blickt eine bleiche Frau auf das bunte, lebensvolle Bild — die Sylvesterglocken sind verhallt in den Rückerinnerungen ihrer müden Seele.

Die Portieren wurden zurückgeschlagen, zwei

lachende Augen sahen hindurch; der Pelz war zur Erde geglitten, eine zierliche Gestalt breitete die mit schwedischen Handschuhen hoch über die Ellbogen bedeckten Arme aus und verwehrte so einem schlanken Mann den Eintritt, indem sie ausgelassen rief:

„Nach siebenjährigem Joch der Ehe ist der Mensch noch so romantisch angehaucht, daß er auf alle Uhren schaut und mir keine Ruhe läßt, weil er behauptet, zum Thee erwartet zu werden! Fast hätte ich den Cotillon daran gegeben, so unerträglich langweilig wurde mir seine Unruhe — Pardon, Rücksicht, nicht Unruhe, sentimentaler Troubadour — Rücksicht pour la comtesse, die schöne Gebieterin, klingt diplomatisch vornehmer.“ Dabei hob sie, graziös knixend, ihr rosa Ballkleid auf. „Ich wette, Senta hat dich nicht vermißt, sie ist eben anders wie andere, zu vortrefflich, um jemand zu entbehren.“

Geza bückt sich nach dem Pelz und runzelt verdrießlich die Stirn.

Cara dagegen ergötzt sich an dem Gelingen

ihrer Neckerei; sie steht mit einem Entrechat vor Senta, welche den Thee eingießt und die kleine Scene lächelnd beobachtet hat.

„Me voilà, mein rätselhaftes Schwesterherz" — sie umschlingt die Gräfin stürmisch und sieht ihr schelmisch ins Gesicht — „habe ich nicht recht, daß du uns heute abend nicht vermißt hast? Soll ich dir, bevor ich meine Erlebnisse beichte, die deinigen schildern?" Cara setzt eine feierliche Miene auf und spricht mit Pathos: „Bubi sollte ausnahmsweise um halb zehn Uhr schlafen gehen, aber die Mama fand ihn so lieb, er bat so einschmeichelnd, so herzig wie kein anderes Kind, noch aufbleiben zu dürfen! ‚Mama spielen!' und die Mama spielte, bis er schläfrig wurde, weinerlich und endlich einschlief. Du aber bliebst an seinem Himmelbettchen sitzen und schwelgtest in stolzen Zukunftsträumen für deinen Knaben. War es nicht so? Schau mich an!" Sie lacht. „Geza sieht sehr geschlagen aus, der Arme, er hoffte, er würde vermißt."

Der Graf ist an Senta herangetreten und küßt ihr ritterlich die Hand.

„Die gesellschaftlichen Pflichten werden mir täglich unerträglicher, ich sehne mich danach, mein behagliches home, welches dein sanftes Walten dazu gestaltet, endlich genießen zu dürfen. Diesen Winter ist es ganz arg, man bleibt Gast im eigenen Hause. Der Bube fragte neulich; ‚Papa, weshalb speist du so selten bei Mama?‘ Kinder und Narren sprechen die Wahrheit! Man diniert einmal weniger in der Botschaft, schützt einen Schnupfen vor bei der Balleinladung zu Frau von Dollen, giebt an, mit Geschäften überhäuft zu sein, wenn man die halbe Stunde im Kasino abkürzt. Sylvester gerade, wo man zu Frau und Kind gehört, muß man nolens volens noch angereiste Cousinen chaperonieren, welche besser thäten, an den Verlobten zu schreiben, als sich von anderen die Cour machen zu lassen!“

Geza zuckt die Achseln und wirft sich, die Hände in den Taschen, auf einen Fauteuil; Senta reicht ihm eine Tasse Thee, die er langsam schlürft.

Cara zieht nachdenklich die Handschuhe aus. „Ach ja, der arme Viktor! er sitzt gewiß gerade

über einer langen Liebesepistel, denn am Sylvester läßt sich viel sagen über das neue Jahr, welches bedeutungsvoll ist für ein Paar, das darin zu heiraten gedenkt.“ Sie seufzt leicht. „Der arme Viki, gar zu gern wäre er heute bei mir! Ah ça, er wird es noch über bekommen, ich hasse Sentimentalität!“ Sie schleudert die Handschuhe fort und nimmt ein Miniatur-Sandwich.

Die Gräfin blickt freundlich auf Cara:

„Hat sich denn unser Kolibri amüsiert? Übermütig genug kommt er zurück!“

Cara nimmt schon das dritte Sandwich und ißt zerstreut:

„Herrlich, Senta! Ich sage dir, es war zu lustig! Natürlich vermißte man dich schmerzlich. A propos, Lucile läßt dir sagen, sie käme morgen vormittag. Baronin Schraber warf mir böse Blicke zu, der Attaché legte ses hommages mehr à mes pieds, als ich in ihren Augen verdiene. Sie war schöner denn je, in Wien stelle ich ihr nur Gräfin St. Jéan zur Seite. Dieu, ich vergaß das Wichtigste! Geza, sprich doch, wen wir

morgen erwarten! O, er ist deliciös, distinguiert wie ein Prinz und so interessant, so düster!"

Senta lächelt unwillkürlich: „Immer in Extremen; wer ist der düstere Prinz?"

„Ein Künstler," wirft Geza ein, „mit den Allüren eines Weltmannes; Erik Dahlen wird hier fetiert wie überall. Da Cara es zu wünschen schien und wir morgen ohnehin eine musikalische Soirée geben, lud ich ihn ein. — Senta, was ist dir? Du mußt übermüdet sein!"

Der Graf springt auf und stützt das bleiche Haupt seiner Gemahlin. Es war nur ein Augenblick, aber er genügte, um bei Senta für ihre Lebenszeit ein Grauen hervorzurufen; sie fühlt, wie sich eine kalte Totenhand im Dunklen auf ihr Herz legt.

„Eine Anwandlung von Schwäche, es ist nichts," sagt sie mit gepreßter Stimme.

Des Grafen Züge drückten Besorgnis aus: „Du mußt die Ruhe suchen, mein Liebling."

Sie will sich erheben und taumelt: „Verzeih, daß ich dich erschreckte, Sylvester ist Aller-

ſeelen für Erinnerungen, ich bin ſo müde, ſo müde."

Sie ſchlägt die Augen nieder, die lieben, guten Augen, welche ſich verbergen müſſen, um ſich nicht zu verraten, und reicht ihm ihre kleine, kalte Hand. Er erfaßt ſie und hält ſie eine Weile bewegt in den ſeinen.

„Mir ſcheint, als wäre ich vollkommen überflüſſig bei dieſem zärtlichen Tete-a-tete; es iſt ſpät genug, bonne nuit, ihr Turteltauben. Es ſoll mich doch wundern, ob Viki nach ſieben Jahren auch noch ſo verliebt ſein wird."

Cara huſcht eilig davon.

* *
*

Ein Meer von Licht! Die lange Suite der Szardonſchen Appartements, durchſtrömt von den anſchmiegendſten Wohlgerüchen, vereinigt heute eine auserleſene Geſellſchaft, um Muſik zu hören.

Zwiſchen dem Boudoir der Gräfin und ihrem

Salon befindet sich eine kleine Galerie, in der Mitte ein Bechstein, an der Wand sind Stühle gereiht.

Senta, von matter weißer Seide umflossen, mit Brillantsternen im Haar, steht im ersten Salon und empfängt ihre Gäste. Die sprühenden Steine sind das einzig Leuchtende an dieser Marmorstatue.

Im Bewußtsein ihrer Anmut läßt sich die österreichische Gesandtin auf eine Causeuse nieder, ein älterer Civilist mit englischem Typus, den Ordensstern auf der Brust, unterhält sie lebhaft.

Es sind meistens Menschen, welche sich als Kunstmäcene gerieren: einige, um mit dem Strom zu schwimmen, andere, um einer gähnenden Leere des eigenen Wesens auf Stunden zu entgehen.

Die bekaunte Sängerin mit regelmäßigem Profil und wunderbar anziehendem Organ ist in den Salons der vornehmen Welt seit vorigem Winter enfant chéri, sie steht etwas nach rückwärts und blättert in Noten, ein zur Korpulenz neigender Dragonerlieutenant ist ihr dabei behilflich.

„Was werden Sie uns heute ſingen, Donna Anna? Bitte, nicht immer Mozart! Laſſenſche Lieder oder todestraurige von Erik Dahlen. Quand on parle du loup, en voici la queue; da iſt er ja, der Lenau der Muſik!“

Der letzte der Eintretenden iſt Erik Dahlen. Graf Szardon führt ihn ſelbſt ſeiner Gemahlin zu: „Möchte es Ihnen bei uns gefallen!“

Sentas Hände zittern, der Perlmutterfächer gleitet zu Boden; ſie ſchlägt ihre Augen groß und kühl auf. Der Mann vor ihr blickt ſie in ſtarrem Entſetzen an, wie das Wild auf den Schützen blickt, von dem es das tödliche Blei empfing. Dann faßt er ſich ſchnell und bitter. Sich fremd verbeugend, bückt er ſich nach dem Fächer und reicht ihn ihr; ſie neigt dankend das müde Haupt. Beide ſprechen nicht.

Von allen Seiten heißt es „Erik Dahlen“, der Dragoner-Offizier zieht ihn zum Flügel.

„Begleiten Sie unſere vielbewunderte Diva?“ — „Bitte, bitte, eine eigene Kompoſition!“ ruft es durcheinander. Man gruppiert ſich umher.

Erik Dahlen ſtützt ſich auf den Flügel und läßt den gleichgültigen Blick über das geſpannte Auditorium ſchweifen; eine tiefe Falte auf der Stirn, murmelt er zwiſchen den Zähnen: „Verhaßte Komödie des Lebens!“

„Stören Sie ihn nicht, er überlegt, was er uns vortragen ſoll! Eine anziehende Perſönlichkeit; ſolch weltverachtende Miene, als hätte ihm das Schickſal eine Tücke geſpielt, und es geht ihm doch ſo gut, überall Bewunderung und Succeß. Wiſſen ſie etwas Näheres von Ihrem Protegé, Gräfin, eine Liaiſon z. B. oder pikante Abenteuren?“

O dieſe Fragen, wie ſchneiden ſie in Sentas Herz! Das Skelett des Unrechts ſtreckt ſeine mageren Arme nach ihr aus. Eins zieht das andere nach ſich, bald wird es ſie ganz erfaſſen, denkt ſie troſtlos: ein Schritt vom Wege. Wie die Lüge ſie erniedrigt!

„Ich ſehe Herrn Dahlen heute abend zum erſtenmal,“ ſagt ſie deutlich mit erhobener Stimme, ohne zu ſtocken.

Er hat es wohl gehört. Wie könnte er nicht hören, wenn sie spricht!

„Ich sehe Herrn Dahlen heute abend zum erstenmal.“ Wie packt es sein Herz mit Krallen; „sie wollte mit mir den Himmel erringen und verleugnet mich auf Erden,“ tobt es in seiner Brust. Er öffnet schon die Lippen, „sie lügt!“ möchte er ihnen vor die Füße schleudern, „sie lügt!“ In seinen Augen blitzt es auf, Spott umzuckt seinen Mund: „Wie kleinlich wäre das, es ist ja viel, viel zu unwichtig!“

Er greift in die Tasten; nach einigen milden Accorden bricht er plötzlich ab und fällt in eine Melodie, die bald leidenschaftlich, bald wie Liebesseufzen rauscht, springt über zu einer recitierenden Weise — durch den Wohllaut der wunderschönen Stimme klingt es wie beißende Ironie.

Im Hirn spukt mir ein Märchen wunderfein,
Und in dem Märchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und glüht
Ein wunderschönes, zartes Mägdelein.
Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;

In dieſes lieblos froſtige Gemüt
Kam Hochmut nur und Übermut hinein.
Hörſt du, wie mir im Kopf das Märchen klinget
Und wie das Liedchen ſummet ernſt und ſchaurig?
Und wie das Mägdlein kichert leiſe, leiſe?
Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerſpringet;
Und ach! da wär's doch gar entſetzlich traurig,
Käm der Verſtand mir aus dem alten Gleiſe!

Was war das? Alle ſehen ſich an halb begeiſtert, halb überraſcht. Man fühlt inſtinktiv, daß der Sänger den Heineſchen Worten einen tieferen Sinn zu Grunde legt. Ein ſonderbarer Menſch! Es muß eine Epiſode ſeines Lebens ſein. Aber wie fällt ſie ihm hier und jetzt gerade ein?

„Welche Gottesgabe!" — „Welch beneidenswertes Talent!" — „Sie müſſen auch bei mir ſingen! Prinzeß Anna-Marie ſoll Sie hören, um entzückt zu ſein!" — „Wir laſſen Sie nicht fort!" — „O, daß Sie uns das ſo lange vorenthielten und nicht früher nach Berlin kamen!" ſchwirrt es durcheinander in voller Bewunderung.

Er, welchem ſie gilt, verbeugt ſich abgeſpannt.

Der Graf drückt ihm herzlich die Hand; Caras Wangen glühen: „Wie haſſe ich das hochmütige Mägdelein mit dem lieblos froſtigen Gemüt!“

Und ſie? hat ſie allein kein Wort des Lobes, wo einer den anderen überbietet an Beifall und Begeiſterung?

Ja, ſie naht ſich ſchleppenden Schrittes; die weiße Seide ihres Kleides rauſcht wie die trockenen Blätter der weißen Roſen in der Markuskirche.

„Ein Genius wie der Ihre muß Sie über Erdenglück und Erdenleid erheben, Herr Dahlen; Sie ſind ein begnadigter Mann!“

Ein kurzes, unmelodiſches Lachen antwortet ihr, eine Welt von Hohn leuchtet aus ſeinen Augen: „Mein Sinn iſt etwas zäh und ſtörriſch, Gräfin, doch vor Lobſprüchen von ſolch erhabenen Lippen ſchmilzt er wie Schnee vor der Majeſtät der Sonne. Ich bin empfänglich für die Gnade hochgeborener Frauen.“

Sentas Herz krampft ſich zuſammen, faſt unſichtbar zuckt es ſchmerzlich um ihren Mund.

Voll ruhiger Würde begegnet sie seinem feindlichen Blick und sagt ernst:

„Ich sprach zum Künstler, nicht zum Menschen und war vielleicht im Irrtum, als ich glaubte, der Genius sei über den letzteren erhaben."

Sie wendet sich schnell ab; ihr Gesicht ist so weiß wie ihr Kleid.

Finster schaut er ihr nach: „Schön ist sie, schön wie der Dämon mit Taubenfittigen, Gift, das in mein Herz dringt."

Nicht ein einziges Mal mehr begegnen sich ihre Augen, aber keinen Augenblick hören sie beide auf, die Gegenwart des anderen zu empfinden.

„Bravo!" — „Recht gut!" — „Zwar gewagt nach Erik Dahlen, immerhin lobenswert!" — „Hübsche Auffassung!" — Der Liszt-Schüler mit eckigen Gliedern und lang wallenden Haaren zieht sich zurück.

Erik Dahlen erbietet sich, die Diva zu accompagnieren; sie trillert einige Lieder, die man neu und apart findet.

Aber der Mann des Tages bleibt nur er! Elegante Frauen schweben an ihm vorüber und spenden ihm aus blitzenden Augen ein graziöses Lächeln. „Au revoir, Herr Dahlen! Vergessen Sie nicht, daß ich morgen empfange.“

Wie sie ihn anekeln, diese Zierpüppchen ohne Herz, die in ihrem Dünkel sich alles gewähren zu dürfen glauben. Hahaha, auf Wiedersehen, meine reizenden Damen! Ich komme gewiß, werde nicht verfehlen, an der Leiche meiner Liebe Wache zu halten, ich, ein begnadigter Mann!

Er drückt den Hut tiefer in die Stirn; es stürmt, die Straßen sind menschenleer, ein Windstoß an der Ecke packt seinen Mantel, er schreitet ruhelos weiter, Kühlung suchend für das erhitzte, sich aufbäumende Blut.

* *
*

„Eine Promenade im Tiergarten, was meinst du dazu, es wäre nicht übel, nicht wahr?“ ruft Cara, vor dem großen Ecktrumeau einen himmel-

stürmenden Hut mit einem Luxus an Federn auf ihrem hübschen Köpfchen hin und her probierend, Senta zu, welche, an ihrem Schreibtisch sitzend, einen dicken Brief soeben geschlossen hat und ihn melancholisch ansieht. „Er kleidet gut, ich ärgerte mich schon, daß ich ihn gewählt, aber nun, wo er etwas schief sitzt, steht er wirklich zu Gesicht; findest du nicht?“ Sie betrachtet sich wohlgefällig und hat schon vergessen, daß sie die Gräfin um ihre Meinung gefragt hat. „Viki schreibt von seinen neuen Goldfüchsen; ich nenne sie nie anders wie die Brautwerber, sie sollten mir Mut machen für die herzlich schlechte Partie. Sein vertrauenerweckendes: ‚Wir bringen es vielleicht auf ein Viergespann, Carinolien,‘ klingt mir noch in den Ohren, ‚damit meine Herrin mit den größten Damen Wiens konkurrieren kann, ohne den Sonnenschirm errötend vor das Näschen zu halten, weil aus der wählerischen Baronesse die Gattin eines pauveren Lieutenants geworden.‘ Viki ist ein braver Mensch und meint es gut, es kleidet ihn vorteilhaft, wenn er die rabiaten

Tiere selbst kutschiert. Ja, ja!" Cara bleibt sich die Fortsetzung dieses etwas weltschmerzlich klingenden Ja, Ja schuldig.

Die Gräfin hat nach dem Kammerdiener geschellt und ihm Aufträge erteilt, worauf Bubi reisefertig für eine Ausfahrt im dunkelblauen Sammetkostüm und dünnen dunkelblauen Beinchen in der Thür erscheint und sich Cara strahlend in die Arme wirft. Bubi ist wirklich auffallend hübsch! Volle dunkelblonde Locken drängen sich unter dem blauen Sammetbarett hervor, seine Augen sind besonders groß geschnitten und leuchtend, er erinnert an das Bild der Söhne Eduards und stand kürzlich als einer von ihnen im Tableau.

Senta im einfachen englischen Kostüm, welches ihre elegante Gestalt eng umspannt, Cara in einem pelzverbrämten Unikum — so steigen sie die Treppe hinunter; der Knabe springt voraus.

Ein sonniger Wintertag, gerade genügend Frost, um die Farbe zu erhöhen, ohne zu verunstalten. Bubi freut sich glückselig auf die

Spazierfahrt mit der luſtigen kleinen Tante und der ſchönen ruhigen Mama. Die ſilbernen Geſchirre der Rappen, die Goldtreſſen des Kutſchers — ach, es iſt zu, zu herrlich!

Die Damen ſetzen ſich in den Fond des mit dunkelbraunem Atlas gepolſterten Landauers, der Kleine gegenüber. Senta iſt ſchweigſam und gedankenvoll, Cara freut ſich über Bubis Geſellſchaft und lacht laut über ſeine kindlichen Einfälle, was ihn zu immer neuen Äußerungen ermutigt. Die beiden ſchwatzen ſo viel, daß ein Wort das andere tötet.

„Senta," ruft Cara, „war das nicht der Wagen der Prinzeß Helene, er biegt eben dort ein! Wie ſchade, ich wäre zu ihr eingeſtiegen."

„Um der Langenweile hier zu entgehen," ergänzt Senta mit unwiderſtehlicher Gutmütigkeit und ſtreckt ihr, wie um Vergebung bittend, daß ſie ſelbſt an der Langenweile die Schuld trägt, ihre mausgrau behandſchuhte ſchmale Hand hin.

Cara iſt rot geworden und bückt ſich verlegen, um die Hand zu küſſen:

„Du bist so gut und großmütig, ich habe Viki geschrieben, ich würde ihm davon erzählen, wenn ich zurück bin, und das wird ja bald genug sein!"

Es ist besser, daß Viki in Wien ist und den Ton nicht hören kann, mit dem die letzten Worte gesagt werden, er jagte sich eine Kugel durch den Kopf.

Cara wird plötzlich noch röter und grüßt aus dem offenen Wagenfenster zwei Garde du Corps-Offiziere, die neben ihnen auf dem Reitwege vorübersprengen; der eine von ihnen, blond, frisch und blauäugig, wirft einen vielsagenden Blick in das Wagenfenster hinein, welches dem holden, verwirrten Mädchenantlitz als Rahmen dient.

„Steigen wir nicht aus, Senta, alle Welt promeniert heute?"

Bubis Wangen glühen und seine Augen glänzen. „Mama, der Kaiser!" Er ist so aufgeregt, daß er fast herausfällt; seine Mutter hält ihn am Rockzipfel, während sie sich erhebt

und verneigt, ihre Augen dem teuren Greisenantlitz des mit ritterlicher Courtoisie sie begrüßenden Monarchen in offener Equipage zuwendend. „Ja, aussteigen, bitte, bitte!“

Cara zieht ungeduldig an der Schnur, Bubi hat befreundete Kinder entdeckt und schreit mit gesunden Lungen ihre Namen. Der Diener springt vom Bock und erlöst Tante, Neffen — und auch Senta, die ungleich Gestimmten. Cara springt graziös hinaus, Bubi wird herausgehoben. Die Gräfin beordert, der Wagen soll an der Ecke der Bellevue-Straße halten.

Überall Bekannte, die man begrüßt; man bleibt stehen, geht einige Schritte zusammen, trifft sich mit neuen, bleibt wieder stehen — das ist die beliebteste und ermüdendste Art des Spazierengehens im Tiergarten.

Eine Gruppe junger und alter Damen ist beschäftigt, den gestrigen, letzten Palaisball der Saison zu zerlegen; eine lange Fahnenstange mit zu kurzem Kleide, um ihre hübschen, kleinen Füße zu zeigen, die für ihre Größe sehr zierlich

und allerliebst sind, hat sich besonders gut amüsiert und einige Herren zum Theaterspielen für einen milden Zweck — denn das giebt der Sache einen ganz anderen Anstrich — geworben, selbstverständlich nicht zu weit in die Fasten hinein, was gegen ihre „Principien" wäre.

„Der Zweck heiligt die Mittel," spöttelt eine kleinere, volle junge Dame mit unruhigen Augen.

Gelächter — boshaft, gleichgültig, zerstreut, oder weil ein Vergnügen in den Fasten in Aussicht steht, noch dazu eins, wobei man sehr bekannt wird und sich am Schluß vielleicht noch verloben kann. „Charmant, ganz charmant; hoffentlich kommt es dazu!"

„Cara, du bleibst dazu hier," meint ein älteres neidloses Stiftsfräulein mit anmutigen Bewegungen und mehr Charme als die meisten der jungen Damen. Cara zuckt die Achseln und blickt erwartungsvoll den Reitweg entlang.

„Wollen wir nicht weiter gehen," flüstert sie einem halben Backfisch zu, „das Stehenbleiben macht mich nervös."

Senta ruhig und vornehm, Bubi an der Hand führend, zieht viele bewundernde Blicke an; sie passen gut zusammen, Mutter und Sohn, man wendet sich nach ihnen um und erfreut sich an der ernsten Schönheit der Frau und dem bezaubernden Kinde, an dem alles Leben ist, von den großen, neugierigen Augen bis zu den geschmeidigen, zappelnden Gliedern.

Ein älterer Herr in Civil, den man als früheren Militär an der Haltung erkennt, tritt grüßend an Gräfin Szardon heran; sie sieht belebter aus als sonst und reicht ihm freudig überrascht ihre Hand, die er an seinen grauen Bart zieht mit dem Ausdruck väterlicher Ritterlichkeit, bei der es nicht darauf ankommt, ob man sich lange nicht sah.

„Wie freue ich mich, o wie freue ich mich! Es ist so lange her — entsinnen Sie sich noch, es war bei unserer Durchreise in München, der arme Papa fühlte sich gerade recht leidend, er sprach nachher so oft von Ihnen. Wo kommen Sie her? O, wie freue ich mich!“

Daß es so ist, sieht man ihr genugsam an, sie braucht es nicht zu versichern, ihre Augen richten sich mit der früheren harmlos glücklichen Freundlichkeit auf den alten Freund; er sieht sie dagegen prüfend an, als gefiele ihm etwas nicht ganz. Sie errät seine Gedanken und kommt ihm zuvor.

„Sie finden mich blaß und elend — lassen wir das, es geht mir besser, als ich verdiene.“ Sie neigt den Kopf. Wie sie wieder aufblickt, ist das Freudenfeuer in ihren Augen erloschen, das Lächeln auf ihren Lippen hat keine Heiterkeit mehr.

Er muß es ausrichten. Teufel, wenn es ihm nur nicht aufgetragen wäre, grollt der alte Herr in sich hinein, so ein heikler Punkt! mußte mich mein Unstern auch gerade nach Cannes führen, verdammte Begegnung, hätte klüger gethan, nach Japan zu gehen! Er räuspert sich, trotzdem klingt seine Stimme belegt und hölzern.

„Vor allem — vor allem nämlich, damit ich es nicht über der Freude des Wiedersehens ver-

geſſe — Was ſage ich da" — er verwickelt ſich, der brave General, der ſonſt nicht an allzugroßer Verlegenheit leidet — „bei der Kälte hier friert mir das Gehirn ein; dort unten nahm man ſchon ſeit Wochen den Morgenkaffee im Freien," entſchuldigt er ſich unlogiſch. „Was ſollen die vielen Vorreden und dummen Nachreden, ich habe Ihnen Grüße von Ihrer Mutter zu bringen, voilà tout! Was iſt denn weiter daran," poltert er entſchloſſen heraus, „ich hörte, daß ihre — nun, wie ſage ich gleich — ihre zweite Heirat Ihnen viel Herzbrechen verurſacht hat, und deshalb thut es mir weh, Sie gleich daran mahnen zu müſſen. Das Unangenehme zuerſt und dann baſta."

Senta fährt zuſammen und beißt ſich auf die Lippen. Es iſt eine Eigenſchaft von ihr, nicht über das zu ſprechen, was ihr ſchwer wird; „mit ſich allein fertig zu werden, macht ſtark," iſt ihre Anſicht, jedenfalls leiſtet ſie Fabelhaftes darin. Ja, es iſt eine noch friſche Wunde, in die er hereingefaßt hat, ein Fremder, wenn auch ein ſehr

lieber. Sie kämpft mit sich, das Verlangen, von der verblendeten Mutter zu hören, die Sehnsucht bei Nennung ihres Namens siegt. Sie sagt daher einfach:

„Erzählen Sie mir von ihr, ohne Rücksicht auf meine Gefühle. Wenn sie glücklich sein kann —"

„Bringe Ihnen eben nicht gute Nachrichten, Gräfin," unterbricht sie der General, der wieder das alte Gleichgewicht gefunden, Ihre Mama sah schlecht aus, ungemein gealtert, seit ich sie nicht gesehen habe, und das war erst im vorigen Sommer in Scheveningen; ihre Stimmung deutete auch nicht auf unmäßiges Glück hin, eine gewisse Niedergeschlagenheit und Unruhe fielen mir ganz besonders auf. Ich fühlte mich zum Mitleid geneigt bei unserem Abschied, und das wollte viel sagen. Sie geboten Offenheit" — er faßt leicht an den Hut — „wir begegneten uns einen Tag an der Table d'hote im Hotel Mont Fleuri. Ich probierte überall das Menu durch, um mit Mont Fleuri, das gerade den

rekommandierteſten Koch beſitzt, zu ſchließen. Sie erkannte mich gleich und zeigte unterdrückte Rührung, als ich ſie, vielleicht nicht auffallend entzückt, begrüßte. Wir ließen die Vergangenheit ruhen — was wäre auch dabei zu ſagen geweſen? So verlief unſere erſte Begegnung ziemlich kühl. Einige Tage darauf — ich ſpeiſte nicht wieder in Mont Fleuri, obgleich es mir nirgends ſo gut geſchmeckt hatte — erhielt ich ein Billet von Ihrer Mutter, worin ſtand: daß ſie ſich zwar geſträubt habe, weil ſie wähnte, mit der Vergangenheit und allem darin gebrochen zu haben, nun aber ein ſo mächtiges, unbeſiegbares Verlangen in ſich trüge, mit einem alten Bekannten von Ihnen und dem Kinde zu ſprechen, daß ſie mich bäte, noch denſelben Tag zu ihr zu kommen. Was ſollte ich thun? Ich beſtellte mir einen Wagen und fuhr hin.“

„Und Herr von Steinberg? Sie nannten ihn nicht; die Rückſicht iſt unnötig,“ ſchaltet Senta herbe ein.

„Warten Sie doch, Gräfin, das ſoll ja jetzt

kommen! Ein Lump durch und durch, wie konnte es anders sein! Der gute Fürst ist damals auch nicht gerade hellsichtig gewesen, als er diesen Herrn an seinen Hof brachte. Nun, das Ende mit Schrecken blieb nicht aus, wenn auch hinter verschlossenen Thüren. Was vorgefallen, konnte ich nicht erfahren, jedenfalls stand in den Zeitungen: der Hofmarschall sei leidend und müsse seiner Gesundheit halber seinen Posten aufgeben. Ich merkte gleich, daß nicht alles in Richtigkeit war. Ihre Mama bewohnte zwei Zimmer im zweiten Stock. Wenn mir der Kellner recht berichtet hat, so ist die gewisse unangenehme Kammerfrau als überflüssig entlassen, die Frau Baronin bedient sich selbst ‚sehr geschickt, aber ungewöhnlich bei vornehmen Reisenden in Mont Fleuri', fügte der schlaue Bursche mit orientiertem Grinsen hinzu. Hm! ... ah! ... also so stand es schon! Ich warf dem frechen Bengel einen zurechtweisenden Blick zu, der ihn gleich in den Speisesaal zurückschleuderte, und stieg die zwei Treppen hinauf. Nr. 80 — mag ihr nicht

gefallen, der zweite Stock, dachte ich — da that sich eine Thür auf, Ihre Mama nötigte mich selbst hinein. Als wir uns gesetzt und eine peinliche Pause glücklich überwunden hatten, sprach sie von Ihnen, Gräfin, brachte mir verschiedene Photographien von Ihnen und dem Knaben, welche sie sorgfältig, ich möchte sagen sanft, hin und her legte, fragte nach der Ähnlichkeit und fand bald die eine, bald die andere schöner. Das Bild Ihres Kindes trug sie auf der Brust unter dem Kleide in einer Kapsel."

Der General schluckte einigemal, als steckte ihm etwas im Halse. Senta sah ihn nicht an, sie konnte es nicht.

„Bitte, weiter," sagt sie leise.

„Wir saßen uns gegenüber und wurden nach und nach unbefangener; sie schien vollständig aufzuleben, indem sie immer wieder auf Sie zurückkam. Wenn ich Miene machte, aufzubrechen, legte sie mir die Hand auf den Arm und bat mich, noch zu bleiben. Beim Abschiede nahm ich mir ein Herz, ob aus Interesse oder gemeiner Neugier,

machte ich mir nicht klar; ich fragte nach dem Gemahl. Es schien sie nicht zu wundern, sie hatte es wohl schon erwartet und war vorher über ihre Antwort mit sich einig geworden. Wichtige Geschäfte in Paris hätten ihn plötzlich hingerufen, sie zögen sich mehr in die Länge, als er vorher abzusehen vermocht, sie erwarte ihn jeden Tag zurück. Das sagte sie, weil sie wußte, daß ich am anderen Morgen abreiste. Sie sprach auch von seiner Ungeduld, nach Cannes zurückzukehren, und flocht geschickt seine große Rücksicht für sie selbst ein; ihre Stimme klang aber nicht wie sonst dabei. Ich fühlte heraus, daß ihr die Überlegung dieser Rede wahrscheinlich eine schlaflose Nacht verursacht hatte, sie glaubte selbst nicht, was sie mir sagte. Arme Frau! das Verhängnis hat dich schnell ereilt! Als ich die Treppe hinunterging, stand sie oben am Geländer und blickte mir nach."

Der General stutzt und läßt seinen wertvollen Stock mit der Chiffer einer alten Jugendliebe fallen.

In diesem Augenblicke dringen Hilferufe zu ihnen, einige Damen kreischen auf, ein Dienstmann stößt sie zur Seite und stürzt vorwärts.

„Ein Unglück, mein Gott!“ jammert eine alte Dame. — „Um Gotteswillen, was giebt es?“ — „Was ist geschehen?“ — „Gottlob, er hält das Pferd!“ — „Er wird geschleift!“ schreien viele Stimmen auf einmal.

Senta fühlt die warme Kinderhand nicht mehr in der ihren, sie fährt entsetzt zusammen. Wo ist Bubi? Wie lange schon hatte er ihre Hand losgelassen, aber eben, eben stand er ja noch neben ihr! Oder ist sie blind geworden, wäre es möglich! Kann sie Bubi aus den Augen verloren haben über der Botschaft von ihrer Mutter? Ein schreckliches Angstgefühl schnürt ihr das Herz zu. Wo ist der General? Ach, da ist er! er hat ein kleines Mädchen umgerannt, es liegt an der Erde und schreit; er läßt es liegen und läuft weiter.

„Mein Gott, mein Kind!“

Alles ist in einem Zeitraum von wenigen Sekunden geschehen, ihre Füße zittern so, daß sie

faſt umſinkt, aber beſinnungslos ſtürzt ſie den anderen nach.

Da, da! Eine Menge Menſchen aneinander gedrängt auf dem Reitwege — ein Pferd ohne Reiter — der Atem ſtockt ihr; was wird ſie ſehen! Sie macht ſich Platz, ſtößt mit übernatürlichen Kräften einen dicken Herrn aus dem Wege — ihr Knabe mit zu Tode erſchrockenen Augen und zum Weinen verzogenen Mundwinkeln auf Erik Dahlens Arm.

Erik Dahlen, nicht mit den Mienen eines Lebensretters, ſieht finſter auf das ängſtliche Kind nieder, welches ſich hilfeſuchend an ihn ſchmiegt und die Liebkoſungen des faſſungsloſen Artillerieoffiziers durch ſtärkeres Weinen ablehnt. Das Pferd wird von einem Schutzmann gehalten, und als ob das edle Tier etwas von dem Vorgang verſtände, reißt es die Nüſtern auf und tänzelt nervös.

Der Offizier, nach Berlin kommandiert, iſt nicht bis in die Hofkreiſe gedrungen, Gräfin Szardon wurde ihm aber als ſchöne Frau gleich

im Anfang gezeigt, er bewunderte sie aus der Ferne. Nicht gering ist sein Schreck, als ihm nun klar wird, daß der hübsche Knabe im blauen Sammetwams, der fast unter die Hufe seines Pferdes geraten wäre, ihr Kind ist. Das Pech! In ihren Augen wird er für alle Zeiten nun gebrandmarkt sein, in den Augen der schönsten Frau der Residenz!

In seiner Garnison ist ihm so etwas nie passiert, im Kriege war er immer da, wo der Kugelregen am lustigsten prasselte; vor Gräfin Szardon steht er wie ein Schulbube, der seine Strafe erwartet. Und eigentlich, was das Beste ist, er fühlt sich vollkommen schuldlos; hätte er sein mutiges Roß nicht so geschickt zur Seite geworfen, dann wäre das Unglück geschehen.

Er stammelt einige thörichte Entschuldigungen, welche die Gräfin kaum hört, und zieht sich zurück. Nach und nach zerstreuen sich die Menschen, lebhaft den Vorfall mit Wenn und Aber besprechend.

„Herr Erik Dahlen, wie soll ich Ihnen danken, Sie retteten mein Kind!“

Erik Dahlen ist unhöflich, er steht unbeweglich; bei dem Laut ihrer weichen Stimme verdüstert sich sein Blick noch um vieles, ein grausamer Zug legt sich um seinen Mund; er sieht Senta von der Seite unter halbgeschlossenen Lidern an und denkt: Giebt es also doch eine Stelle in deinem Marmorherzen, die verwundbar ist!

„Mama nicht traurig sein, nicht böse, ich wollte nur Ada und Pauli Guten Tag sagen, sie standen drüben und winkten.“ Bubi lacht schon und würde es gewiß gleich wieder so machen.

Erik Dahlen setzt ihn auf die Erde und streicht wie unbewußt über sein lockiges dunkelblondes Haar; dann bückt er sich barsch und hebt die Mütze des Knaben auf.

Als wäre alles nicht grausam genug gewesen, was ihm einfiel, endlich aber hat er's gefunden; gerade so ist der scharfe Ausdruck seiner Augen, die er kalt zu ihr aufschlägt.

„Freuen Sie sich, daß der Schutzengel Ihres Kindes Wache hielt und ein gewisses süßes Gefühl, welches die Menschen Rache nennen, im Keim

erſtickte. Abſcheulich, nicht wahr? ſich an einem ſchuldloſen Kinde zu rächen für — ja, für was wohl — für die Schuld der Mutter!“

Die Worte werden ſehr unverſtändlich und ziſchend geſagt; die Gräfin iſt mit Bubi beſchäftigt, verſteht ſie nicht und ſchaudert nicht zurück.

Wie dankerfüllt ſie iſt, ſie kann es kaum ausdenken, ſagen gewiß gar nicht. So weiß ſie ſelbſt recht gut, was ſie thut, als ſie Erik Dahlens Hand erfaßt und ihn mit Thränen in den Augen anſieht, wie nur eine Mutter es kann, deren Kind durch eben dieſe Hand gerettet wurde, welche ſie in der ihren hält; erſt als ſie bemerkt, daß ſich ſeine Stirn im tödlichen Entſetzen dunkelrot färbt, ſeufzt ſie und läßt die Hand frei.

„Beachten Sie meinen Dank nicht, Herr Dahlen, jede gute That findet den Weg zu Gott; wenn wir unſeren Wohlthätern nicht zu lohnen vermögen — ein Höherer vermag es! Sie haben einer Mutter ihr Kleinod wiedergegeben, das muß — ja, es muß Sie freuen!“ Ihre Stimme gewinnt an Feſtigkeit, ihr Blick iſt rührend in

ſeiner treuherzigen Zuverſicht. „Kommen Sie zu uns,“ fährt ſie fort, „Sie können uns kein Fremder ſein; ich werde es nie, nie vergeſſen!“

Er will widerſtehen um jeden Preis, aber dann müßte er ſie vor allem nicht anſehen, dieſe Augen, dieſe Augen!

Er ſtampft mit dem Fuße und beißt die Zähne zuſammen. Weshalb mußte ihn der Weg gerade in dem Augenblick vorüberführen, weshalb wohnt ſein Muſikfreund hier, weshalb iſt er das Werkzeug einer That, die jeder Schurke vor ihm und nach ihm auch gethan hätte — ja weshalb, weshalb!

„Herr Dahlen, Sie ſchweigen —“ Sie ſieht enttäuſcht auf das Kind, als müßte es ihr bitten helfen; dann kann er gewiß nicht widerſtehen! ſo leuchtet es ſtolz aus ihren Augen.

„Warum thaten Sie mir das!“ ſtöhnt Erik Dahlen dumpf; „können Sie denn wirklich nicht verſtehen, daß man verrückt wird an der Narretei?“ Er greift ſich nach der Stirn. „Laſſen Sie mich jetzt, laſſen Sie mich, bitte! Ich ſuche

Sie auf, ich thue, was Sie wollen, ich begehe die größten Thorheiten auf Ihren Befehl: ich bleibe, ich reise, alles, alles, nur lassen Sie mich jetzt gehen!" Er lüftet den Hut ohne weiteren Abschied, fort ist er. Die Gräfin sieht ihm nach, aber nur einen Augenblick; dann preßt sie zärtlich die Hand des Knaben und geht weiter.

Nun fällt ihr erst der General ein; wo mag er nur geblieben sein?

Der General ist der einzige Mensch, welcher Eriks böse Worte verstanden hat; er wollte die Situation weniger auffallend machen und stand hinter den beiden, als gehöre er zu ihnen. „Also auch hier nicht ohne Gespenst," denkt er ingrimmig; „wer ihr helfen könnte!" Er schlägt einen Querweg ein in demselben Moment, als Erik Dahlen fortstürmt.

— — — — — — — — — — — —

Vor dem Diner, welches sie mit Cara allein einnehmen, erzählt Senta ihrem Gatten den Vorgang des Mittags. Es wird ihr gar nicht schwer, Erik Dahlen als Lebensretter ihres Knaben zu

nennen; wer es war, der ihn dem Tode entriß, kümmert sie jetzt nicht, nur daß es geschah, möchte sie tausendfach vergelten. Geza hört den Hergang, es wird ihm nachträglich noch heiß und kalt; sein Herzensliebling in so großer, furchtbarer Gefahr. Wie schnell kann man ein armer Mann werden! Der Gedanke packt und rüttelt an ihm wie im Herbst der Sturm an dem wetterfesten Stamm. Er herzt seinen Sohn wie noch nie, will ihm alles schenken und verbietet ihm nichts. Der Knabe schaukelt sich auf Papas Knien und wünscht heimlich, daß jeder Tag solch kleine Erlebnisse bringen möchte. Er erhält einen gehäuften Teller mit Konfekt, die Mama schält ihm eine Orange und der Papa knackt ihm die Mandeln auf. Schlössen doch alle Tage so süß!

Nach dem Diner geht man in den Salon zurück.

„Geza, eine Partie Bézique, he?“ Cara holt die Karten heran und etabliert sich am Kamin, den linken Fuß über das rechte Knie geschlagen.

Geza will eigentlich im Eifer seines Dank-

gefühls Erik Dahlen sofort aufsuchen, Cara aber packt ihn an den Rockschößen:

„Emotion gleich nach dem Speisen ist sehr ungesund, und nach der verlangst du doch, um nicht unbeteiligt bei dem Ereignis zu sein. Übrigens hält sich Herr Dahlen sicher keine Stunde unnötig in seinem unbehaglichen Hotelzimmer auf, während sich wenigstens zehn unserer pikantesten Frauen darum reißen, ihn zum Diner bei sich zu sehen. Laß mich dir raten: fahre morgen zu einer anständigen Vormittagsstunde bei ihm vor und lade ihn zu übermorgen ein, für überübermorgen denke ich mir noch etwas für dich aus. Nebenbei gesagt, besitzt er eine ordentliche Portion Bürgerstolz ‚den Kopf hoch getragen' und gethan, als wäre ihm alles gleich. Du ludest ihn oft genug ein, immer eine Ausrede und so sans façon, ich ärgerte mich schon. Fällt es dir nicht auch auf, Cousine?"

Bubi hat eben eine Sèvrestasse zerschlagen; er sprang auf ein Kanapee und warf sie dabei von einer niedrigen Etagere herunter. „O Bubi!"

rufen alle drei aus einem Munde. Schelten darf man ihn nicht, er ist heute vom Tode errettet worden.

Senta überhört nur zu gern Caras direkte Frage. Sie sammelt die Scherben und probiert sie aneinander. „Fällt es dir nicht auch auf, Cousine?“ hatte Cara gefragt. Die Antwort ihres Herzens war ein wundes, sonderbares Gefühl.

Wie konnte das nur sein? Eben dachte sie noch an nichts, gar nichts, als daß sie aus seinen Händen ihr Kind unversehrt zurückerhalten; wäre es der Schutzmann gewesen, welcher das Pferd aufhielt, hätte sie ebenso an ihn gedacht; aber jetzt! — „Fällt es dir nicht auf, Cousine?“ Ja freilich — gewiß — sie hatte vergessen! Plötzlich sieht sie ihn vor sich, wie er mit bitter zuckenden Lippen und grollenden Augen auf dem Reitwege im Tiergarten gestanden, seine Füße bohrten sich gleichsam in den Kies, alles zürnte an ihm.

Grausamer Mann! schreit es in ihr auf in wildem Schmerz.

Die Tasse läßt sich nicht kitten, nun fehlt eine am Dutzend. Ach nein, doch nicht! es waren nur noch zehn; an dem Abend, wo bei ihnen musiziert wurde, da stieß ein Herr schon eine ungeschickt herab. An dem Abend, wo — Immer, immer Erik Dahlen, grübelt Senta; kann ich denn nichts denken ohne ihn!

Geza und Cara sind in das Spiel vertieft, welches Geza in der Vollendung, Cara leidlich, nur stets zerstreut spielt.

„Aber Cara!“ bemerkt Geza gutmütig lachend. „Durch eigene Schuld ins Verderben, du mußt verlieren.“ Er zieht sein Etui aus grünlich schillerndem Email heraus — ein Geschenk von Senta — und zündet langsam eine Cigarette an.

Cara spielt leidenschaftlich und unruhig, wie sie alles unternimmt; Gezas Ruhe reizt sie jedesmal dabei. Senta sieht ihnen eine Weile zu; sie fühlt sich bedrückt und überflüssig. Wüßte sie, wie Geza die Karten in alle Winde fliegen lassen möchte samt dem Tisch, den Marken und — Cara dazu, wenn ihre liebe, sanfte Stimme ihn ein

einziges Mal riefe! Er würde vor ihr niederknien und seinen Kopf in ihren Schoß legen; sie würden sich erzählen, sie haben von Jahren nachzuholen.

Senta geht. Geza sieht ihr trübe nach; sie ruft nicht; er ist es so gewohnt — selbst heute nicht, wo des Kindes Lebensgefahr sie beide weicher stimmt.

Cara lacht über ihren Cousin, schilt ihn langweilig und neckt ihn bis zur Erschlaffung; die Edelsteine an ihren Händen blitzen beim matten Licht des rosa Lampenschirms. Geza ist ernst und droht ihr, er überlasse sie sich selbst. Das wirkt überraschend, sie ist nun ganz Aufmerksamkeit.

Bubis fröhliche Kinderstimme dringt aus den Nebenräumen in den Salon, er spielt Versteck mit Jeanette und Mademoiselle. Jeanettes Haube ist unverändert, frisch gewaschen, getollt und blendend weiß; das Gesicht aber ist merklich gealtert, ein Zug von Schwermut liegt um die matten, freundlich blickenden Augen, es drückt sie etwas;

sie will es mit in das Grab nehmen unausgesprochen.

Jetzt keucht sie hinter Bubi her, welcher wie ein Pfeil bald hier- bald dorthin fliegt, doch endlich, in die Enge getrieben, Zuflucht findet hinter dem einen Thürflügel des Salons. Jeanette ringt nach Luft. Mademoiselle hat sich versteckt und ruft: Piep, piep! Jeanette wird Geza gewahr. Cara sitzt mehr zurück, vom zweiten Thürflügel gedeckt; eine Wolke zieht über ihre Züge. „Der beste Mensch der Welt; sie hätten nie und nimmer sich finden sollen, wunderbar, beide so gleich, so großmütig und fromm. Das Verhängnis von Venedig! nur das trägt die Schuld an unserem Unglück! Hätte unser Seliger das geahnt! Mein Gott, was gäbe ich darum, wenn sie vergessen könnte! ich stürbe ruhiger."

„Piep, piep, piep, Jany, hörst du nicht, suche mich!"

Senta hat sich mit einer „Sommergeschichte" niedergesetzt, sie blättert abwesend darin: das Ende ist gut, sie haben einige Herzenskämpfe, Mißtrauen,

Erik Dahlen ist unhöflich, er steht unbeweglich; bei dem Laut ihrer weichen Stimme verdüstert sich sein Blick noch um vieles, ein grausamer Zug legt sich um seinen Mund; er sieht Senta von der Seite unter halbgeschlossenen Lidern an und denkt: Giebt es also doch eine Stelle in deinem Marmorherzen, die verwundbar ist!

„Mama nicht traurig sein, nicht böse, ich wollte nur Ada und Pauli Guten Tag sagen, sie standen drüben und winkten.“ Bubi lacht schon und würde es gewiß gleich wieder so machen.

Erik Dahlen setzt ihn auf die Erde und streicht wie unbewußt über sein lockiges dunkelblondes Haar; dann bückt er sich barsch und hebt die Mütze des Knaben auf.

Als wäre alles nicht grausam genug gewesen, was ihm einfiel, endlich aber hat er's gefunden; gerade so ist der scharfe Ausdruck seiner Augen, die er kalt zu ihr aufschlägt.

„Freuen Sie sich, daß der Schutzengel Ihres Kindes Wache hielt und ein gewisses süßes Gefühl, welches die Menschen Rache nennen, im Keim

erſtickte. Abſcheulich, nicht wahr? ſich an einem ſchuldloſen Kinde zu rächen für — ja, für was wohl — für die Schuld der Mutter!“

Die Worte werden ſehr unverſtändlich und ziſchend geſagt; die Gräfin iſt mit Bubi beſchäftigt, verſteht ſie nicht und ſchaudert nicht zurück.

Wie dankerfüllt ſie iſt, ſie kann es kaum ausdenken, ſagen gewiß gar nicht. So weiß ſie ſelbſt recht gut, was ſie thut, als ſie Erik Dahlens Hand erfaßt und ihn mit Thränen in den Augen anſieht, wie nur eine Mutter es kann, deren Kind durch eben dieſe Hand gerettet wurde, welche ſie in der ihren hält; erſt als ſie bemerkt, daß ſich ſeine Stirn im tödlichen Entſetzen dunkelrot färbt, ſeufzt ſie und läßt die Hand frei.

„Beachten Sie meinen Dank nicht, Herr Dahlen, jede gute That findet den Weg zu Gott; wenn wir unſeren Wohlthätern nicht zu lohnen vermögen — ein Höherer vermag es! Sie haben einer Mutter ihr Kleinod wiedergegeben, das muß — ja, es muß Sie freuen!“ Ihre Stimme gewinnt an Feſtigkeit, ihr Blick iſt rührend in

„Sie liebt nur Geza; sie stirbt nicht daran, aber ein Stückchen Weg vergeudete sie mit vergeblichem Hoffen. Er wollte nur mich und kam schnell zum Ziel — ein leidvolles bleibt es ewig. Und ich! Ich liebte und wurde wieder geliebt — ich sterbe daran! Wir kommen alle gleichberechtigt auf die Erde; wen das Schicksal hochgestellt, wird um so tiefer vernichtet, unsere eigene Sünde zieht uns hinab. Und Erik — wer hat sein reiches, schönes Leben zerstört —?"

Rote Funken tanzen ihr vor den Augen, sie wähnt in einem dunklen Walde zu sein, ganz allein; die Funken hüpfen vor ihr her und blenden sie so, daß sie stolpert und hinfällt, ein spitzer Stein dringt ihr dabei in die Brust, es thut sehr weh. Sie öffnet die Augen weit, kalter Schweiß legt sich auf ihre Stirn, verzweifelte Angst packt sie, sie ringt nach Luft. Da steigt eine siedend heiße Welle ihr bis in den Hals hinauf, fast ohnmächtig führt sie das Spitzentaschentuch an die kalten Lippen; es färbt sich mit Blut.

„Pfui, dennoch verloren! Warte, ich gebe dir

Revanche, so eilig giebt sich Cara Corsini nicht auf! Gottlob, daß ich's noch bin, als Frau von Störenberg werde ich vielleicht zahm, aus — Hunger!"

Geza ordnet die Karten, er sieht seine Cousine unzufrieden an.

„Du sprichst leichtfertig! Viktor hat in dir ein Los gezogen, dessen Gewinn ihm unermeßliche Reichtümer vorspiegelt; daß es eine Niete sein könnte, darauf kommen seine Gedanken nicht. Er würde voll Großmut darben, um die Mittel zu erschwingen, deren er als Teilnehmer an einer so kostspieligen Spekulation naturgemäß bedarf. Es ist deine Aufgabe, ihm die Erkenntnis zu ersparen, daß er an einer betrügerischen Bank gespielt hat. Man lebt nur einmal! Viktor ist ein braver Mensch und verdient eine ordentliche Frau; fände sich nur ein bißchen Liebe dazu, so würde es mich herzlich für ihn freuen. Daß er schlecht gestellt ist, wußtest du vorher; beherzige meine Bitte und ruiniere ihn nicht."

Geza ist heute sehr unbequem, denkt Cara.

Er sieht furchtbar ernst aus und schaut ihr direkt in die Augen. Sie spielt mit ihren Ringen, weil sie Ursache hat, seinem forschenden Blick auszuweichen. So gleichgültig als möglich erwidert sie:

„Eine Moralpredigt, cher cousin! Kann ich etwas dafür, daß Viki mir nicht besonders gefällt!"

„Sprich leiser," unterbricht er sie ungeduldig, „du hast ein so lautes Organ und wirst sie wecken."

„Du bist in sehr schlechter Laune, mon ami; nichts weniger, als daß ich dir deshalb böse bin, aber ich entziehe mich ihr, indem ich Toilette mache. Acht Uhr; um halb zehn Uhr ist geladen. Ich werde rechtzeitig erscheinen und finde dich hoffentlich mir geneigter wieder."

Cara weiß, daß er ihr ernstlich zürnt; es ist ihm nichts so zuwider als Leichtfertigkeit. Sie ist im Begriff zu gehen, er zwingt sie zum Bleiben; während er spricht, trommelt sie auf dem Tisch und ihr Mund verzieht sich zum Schmollen.

„Die gute selige Mama hat dich zu sehr verwöhnt, sie hielt deinen Leichtsinn für leichten Sinn

und besorgte nichts dabei. Thu, was du nicht lassen kannst, zupfe und zerre so lange an dem armen Viktor, bis er dereinst seinen dummen Streich, dich geheiratet zu haben, erkennt und daran zu Grunde geht. Die Vergeltung bleibt nicht aus, ob früh oder spät, dafür sorgt ein gerechter Gott. Du hättest einen Geistesverwandten erwählen sollen, die zu Dutzenden herumlaufen und um die es nicht so schade wäre als um Viktor, die ehrliche, treue Haut!"

„Du bist äußerst galant, aber du meinst es trotzdem gut. Die Erinnerung an die selige Mama gehört uns beiden ganz allein, Geza, du berührtest den weichsten Punkt in meinem Herzen; sie liebte dich und mich. Jeder wacht eines Morgens auf und nennt es seines Lebens Mai. Kein Backfisch ohne Ideal. Auch ich war thöricht genug; es ist schon lange alles vorüber, und es geht auch so." Cara lacht nicht und sieht deshalb viel älter aus als sonst. — „Nun endlich zur Toilette!" Sie schüttelt den Kopf, als wollte sie damit etwas verscheuchen.

„Ich begleite dich nicht!“ ruft ihr Geza nach. Dann naht er sich Sentas Sessel auf den Fußspitzen, um sie nicht zu wecken. Er sieht erst jetzt, wie blaß sie ist. Der Salon ist groß und die rosa Lampenschirme machen ihn dunkel. Ihr Kopf ist auf die Schulter gesunken. Er beugt sich über sie und streift mit seinen Lippen ihr weiches Haar; sie fährt auf und blickt ihn aus verstörten Augen an, ihre zitternden Hände versuchen, das Taschentuch zu verbergen; er hat es jedoch schon gesehen und wird bleich bis zur Unkenntlichkeit. Senta aber legt zum erstenmal ihre Arme um seinen Hals und flüstert matt:

„Wirst du später noch glücklich werden?“

Es ist ganz still, die Nacht breitet ihre Fittiche über die rastlose Unruhe der Weltstadt. Suchen, Finden, Haben, Verlieren, Wünschen, Sehnen und endlich Sterben.

Geza sitzt an seinem Schreibtisch in tiefes Sinnen verloren. Die große altmodische Pendüle schlägt laut und schnarrend; er fährt zusammen und faltet die Hände über der breiten Ledermappe,

die vor ihm liegt, sein Kopf senkt sich — betet er? Eine der Stunden, welche die Uhr, unbekümmert um die Schicksale der Menschen, rastlos verkündet, wird Sentas Todesstunde zeigen; der rote Blutstropfen auf ihren Lippen kündet sie an. Wann, wann? Im Winter, da die Erde gestorben unter Schnee und Eis, oder im Frühling, wenn das Eis schmilzt vor dem Kuß der Sonne und alles erwacht zu neuem Leben? Ob wenn im Osten der Tag graut — ob am Mittag, auf der Höhe des Tages — ob abends? Es ist gleich! Die Zeit, die Stunde bedeutet für ihn den Tod seiner Jugend und seines Glückes. Er schlägt die Hände vor das Gesicht und stöhnt:

„Rufe mich an, so will ich dich erretten. Herr Gott, erbarme dich meiner!"

* * *

Der Diener meldet: „Herr Dahlen." Der Graf springt freudig überrascht auf und wirft die Zeitung fort, Cara legt ihr Buch beiseite.

Geza hat die Gräfin selbst auf das Ruhebett gelegt, sie sorgfältig in eine rote Atlasdecke eingehüllt und sie gebeten, zu ruhen und sich zu schonen.

Als der Diener Herrn Dahlen meldete, rutschte mit ihren Füßen zugleich die Decke zu Boden; sie möchte ihm entgegengehen, aber sie fürchtet sich vor sich selbst und vor ihm.

Seinen Arm leicht in den Dahlens gelegt, kommt der Graf auf sie zu und sagt halb zu ihm, halb zu ihr:

„Endlich! Wir erwarteten Sie täglich! Obzwar meine Frau leidend war, konnte ich sie nicht dazu bringen, im Bett zu bleiben — ich glaube, um Sie nicht zu verfehlen und Ihnen nochmals danken zu können. Sie nehmen natürlich den Thee mit uns."

Der Kammerdiener hat verstanden und entfernt sich leise.

Cara reicht Dahlen zuerst die Hand, ungefähr wie eine kokette Königin ihrem Günstling; dann strecken sich ihm schmale, durchsichtige Finger ent-

gegen, er atmet kurz und küßt sie. Es ist selbstverständlich; wäre es anders, so würde es ein Verstoß gegen die Formen der guten Gesellschaft sein; und doch färben sich die bleichen Wangen der Gräfin mit zartem Rot. Erik Dahlens Augen begegnen ihr scheu — wie schön er sie wider Willen finden muß! Sie lächeln beide; auch das ist nicht unnatürlich: sie, weil sie ihn die ganzen langen Tage ungeduldig erwartet hat; er, weil ihre Schönheit bei dem leidenden Aussehen ihn milder stimmt, als er sich gestehen will.

„Setzen Sie sich hierher und meine Frau nimmt diesen Sessel, er ist am bequemsten für sie.“ Der Graf rollt ihn an das kleine, behagliche Etablissement mit echt orientalischen Überzügen und setzt sich selbst neben Erik Dahlen. Cara stützt die Ellenbogen auf den niedrigen Windschirm den Herren gegenüber.

Man würde beim Anblick der Gruppe den Eindruck empfangen, daß diese Menschen schon oft so beisammen gewesen seien, gute Bekannte, welche gemeinsame Interessen zusammengeführt: die Liebe

zur Kunſt, die Bewunderung für den Künſtler, der ſich zu den Geſinnungsgenoſſen hingezogen fühlt, um ihnen das Beſte zu geben, was er vermag.

Die Gräfin iſt matt zurückgeſunken, ihre Hände liegen verſchlungen im Schoß, die graue Seide ihres Kleides kniſtert, wenn ſie ſich bewegt. Wie blaß ſie iſt, mit großen, überreizten Augen! Erik möchte ſie mit ſeinen Blicken verſchlingen, ganz ſtill, ohne zu ſprechen, unbeobachtet, wie in einem Muſeum das vollendete Meiſterwerk des Bildhauers. Alles bäumt ſich in ihm auf gegen die Macht ihrer Schönheit, für die er ſich unempfindlich wähnte, und nun legt ſie ſich weich und einſchmeichelnd um ſein Herz. „Erbärmlicher Schwächling," wütet er gegen ſich ſelbſt, „erſticke jede Empfindung für ſie, reiße ſie aus ein für allemal! Verzweifelte Idee, hierherzukommen! Ich wollte ja nicht — ich ſtand vor dem Portal und wußte ſelbſt nicht, wie es geſchah!"

Der Graf iſt ſo unbefangen und herzlich, er ſpricht ſo klug, iſt überall zu Hauſe und hat viel

nachgedacht, das zeigt sich in jedem seiner Urteile. Seine männliche Ruhe beschwichtigt Erik Dahlens empörtes Denken, nach und nach beherrscht er sich, und das Gespräch interessiert und fesselt alle.

Cara wird nicht müde, zuzuhören und Fragen zu thun, dieses und jenes betreffend.

Sie berühren die moderne Richtung der Musik. Erik Dahlen ereifert sich und bricht den Stab über den Dilettantismus, welcher sich bläht, als sei er in der Welt mit der Kunst verschwägert; er kennt keine Nachsicht und es grenzt an Fanatismus, wenn er auf seinen Beruf als Künstler gebracht wird. Die wahre Musik vergleicht er mit Edelsteinen vom reinsten Wasser und hohem Wert, welche im Schaufenster ausliegen neben Phantasieschmuck, der wegen seiner gefälligen Formen und bizarren Gestaltungen vom Juwelier geführt werden muß, um dem Geschmack seiner zahlungsfähigsten Kunden zu genügen. Hier ist die Modedame für die Frauen aller civilisierten Länder tonangebend. In der Musik stellt Erik Dahlen dem Phantasieschmuck die Operette gleich,

ſie iſt gefällig in der Form, aber wertlos wie er und verdirbt den Geſchmack für das Edle; Komponiſten und Bühnen werden reich dabei.

Der Künſtler von Gottes Gnaden empört ſich in Erik Dahlen.

„Eine Richtung, ein gemeinſchaftliches Streben, eine Gewalt, unter die ſich alle beugen, ſollte mit Feuer und Schwert gegen den ſeichten Firlefanz ins Feld ziehen, er muß ausgerottet werden, damit die Menſchen erſt wieder lernen, richtig zu fühlen.“

„Das würde langweilig ſein,“ meint Cara und beſieht ihre roſigen Nägel; „es kommt mir vor, als ob plötzlich ein Geſetz ausginge, wonach wir Frauen bei Todesſtrafe nur eine Farbe und einen Schnitt tragen dürfen; die Männer würden verrückt dabei — weiter hätte es keinen Zweck.“

Geza wirft ihr einen tadelnden Blick zu und wendet ſich an Dahlen:

„Ich gebe Ihnen recht, aber nicht ganz. Es käme nach meiner Überzeugung mehr darauf an, daß wir den Krebsſchaden in allen Schichten zu

heilen vermöchten; nicht ein Glied allein ist leidend, sondern wir sind durch und durch krank. Sensation ist die Tagesfrage; es giebt nichts, was widerwärtig genug ist, um nicht durch Häßlicheres übertroffen zu werden; dem Zartgefühl spottend, die Grenzen des Taktes überschreitend, strecken sich gierige Hände aus, wenn sie irgendwo Sensation wittern, um das überreizte Menschengeschlecht zu ergötzen."

„Gruseln, Schaudern und Kaltwerden; dabei merkt man doch wenigstens, daß man Temperament hat. Hu, die ‚Ahnfrau', von den Meiningern gegeben — da gerinnt das Blut gleich zu Eis! Als ich dagegen vor den ‚Lebensmüden' stand — von irgend einem in Liebesabschlüssen entschieden bewanderten, interessanten Maler —, fühlte ich, wie mir das Blut heiß zum Herzen stieg, bis in die Fingerspitzen hinein; es war das Mitleid für die arme Verzweifelte, welche er halbtot in seinen Armen hält. Von Büchern schon gar nicht zu reden, da wird mir kalt und heiß zugleich."

Natürlich ist es Cara, die so empfindet und es so wiedergiebt.

Geza hat schon zweimal eine ungeduldige Bewegung gemacht; Erik Dahlens Augen sagen ungefähr: Du bist Weltdame und liebst die Operette, ein Kind der Zeit, aber wenigstens ein ungefährliches. Sein Mund lächelt etwas ironisch, die Worte sind es auch: „Junge Damen sollten in ihren Ebenbildern, in Sonnenschein und Blumen aufgehen, im Schatten gedeihen diese nicht, ihre Entfaltung leidet. Fällt nun gar ein giftgetränkter Tau auf ihre zarten Blättchen, so welken sie und verderben. Gestatten Sie weniger sensitiven Naturen, sich den Stürmen des Lebens entgegenzustellen, Sie sind zu schade dafür."

Cara nimmt es ihm nicht übel, im Gegenteil, sie begreift jetzt, daß sich viele in ihn verlieben; sie hebt sich auf den Fußspitzen, wirft den Kopf zurück und sagt mit einer Stimme, welche verweisend klingen soll, durch die es aber lacht und neckt:

„Mein Herr, Sie verwechseln mich wohl gar mit einem Backfisch Ihrer Bekanntschaft. Die künftige Baronin Störenberg ladet Sie ein, am ersten Oktober dieses Jahres den Thee bei ihr zu nehmen.“

Dahlen verbeugt sich zerstreut und kaut an seinem Schnurrbart; was er nun sagen wird, liegt fernab von der kleinen Baronin Cara Störenberg in spe und ihrer Theeeinladung:

„Die Wiedergeburt der Musik und ihre erhabene Entwickelung — könnte ich, wäre ich dazu berufen! Der Schaden ist zu tief, ein Menschenleben reicht nicht aus.“

Die Gräfin ist unbeteiligt geblieben, nur ihre fieberglühenden Augen wissen zu reden. Jetzt rauscht die graue Seide ihres Kleides wie fernes Meeresäuseln, sie richtet sich auf mit der früheren Elasticität.

„Ist nicht unser Leben auch angesteckt von dem Schaden unseres Jahrhunderts? Suchen wir ihn in uns selbst, nicht nur außer uns. Wir wollen ihn geheilt sehen und sind vielleicht unbe-

wußt die, welche die Brandfackel in die Gesellschaft schleudern, daß der ganze Bau zu Schut und Asche wird und uns mit begräbt. Nur kein Fatalismus, er trübt den klaren Blick."

Der alte Groll und die immer neue Bitterkeit schwellen Erik Dahlens Herz:

„Jeder Mensch verlangt nach etwas," erwidert er, „was er schützen und schirmen kann und nicht entweiht wissen will. Mein Ziel ist die Musik — Wagner der Meister, ich sein Jünger."

Er sagt es stolz und begeistert.

Die Gräfin fühlt den Bann seiner Gegenwart mit namenloser Angst. Gieb acht, gieb acht! Es brennt heiß und verzehrend, wie bald kann die Flamme über dir zusammenschlagen; vermummte Höllengestalten tanzen um dich herum, sie haschen nach jeder gepeinigten Seele. Es seufzen und klagen die Engel im Himmel; schau hinauf, blick aufwärts, ihre Thränen löschen die Qual der Seele.

Nicht denken, nicht denken, stöhnt es in ihr

auf. Einmal glücklich ſein, den Pfeil aus dem Buſen ziehen, der jahrelang das junge, warme Herzblut vergiftet!

Erik Dahlen ſchweigt und denkt an ſeine Ziele. Wie dahin gelangen; rücken ſie ihm näher? Er ſeufzt.

Der Graf runzelt die Stirn; die Arbeit würde ihm mehr Freude machen, wenn Senta mit ihrem klaren Urteil und ihrer ſchnellen Auffaſſung ſie mit ihm teilte. Er hat dies eine Nacht geträumt. Es iſt wohl lange her, er bringt es nicht mehr zuſammen, aber die Erinnerung, daß er glücklich dabei war, iſt ihm geblieben.

Cara wandert von Tiſch zu Tiſch, ſchüttet einen chineſiſchen Kaſten mit Photographien aus, entreißt Sentas Gobelinarbeit dem hübſch mit blauen Bandſchleifen geputzten Goldkorb, arrangiert ihre Friſur vor einem venetianiſchen Spiegel, dehnt ſich gelangweilt und tritt in den kleinen, verſtummten Kreis zurück.

„Mon Dieu, macht ihr düſtere Geſichter, als

müßtet ihr die Welt auf euren Schultern tragen! Gehört das dazu, um geiſtreich zu ſein? Danke dafür! Fühle mich wohler in der Alltäglichkeit, da verdaut man Poeſie und Drama, Wagner und Offenbach. Ah ça, laſſen wir das! Ich meine, es wird uns intereſſieren, einen Blick in Herrn Dahlens Leben zu thun, ſeine Wanderfahrten, Erlebniſſe, Triumphe; ſeine Herzensaventüren wird er uns leider nicht anvertrauen."

Sie wirft ſich kokett in einen Lehnſeſſel und lächelt ihn ermutigend an.

Des Grafen Züge erheitern ſich, er macht ſogar eine ſcherzhafte Bemerkung über Cara und Dahlen, worauf jene unbefangen und dieſer befangen eingeht. Wüßte er, wüßte er, trommelt es gleichſam unaufhörlich dabei in Eriks Kopf.

Die Gräfin lehnt abſeits und lauſcht auf ihren Herzſchlag. Die Mechelner Spitzen zittern auf ihrer Bruſt, ſie decken, was darin ungeſtüm ans Licht verlangt.

Blutrote Sünde, die der Herr ſchneeweiß waſchen kann, flüſterte es in ihr. Sündigt ſie

denn? Seine Augen ſind dunkel, ziſchelt es ihr verführeriſch ins Ohr, tief und leuchtend wie der Sternenhimmel in Venedig. Jetzt lächelt er über etwas, was Cara ihm geſagt hat, er thut es ſo ſelten; ſein Lächeln iſt unwiderſtehlich! Schau ihn nur recht an! klingt es ihr wie überredend von allen Seiten. Sein reiches Haar! Möchteſt du nicht einmal mit deinen bebenden Händen darüber hingleiten? Ein freundlicher Blick von ihm, nur einer — darf es nicht ſein?!

Ich kann nicht leben ohne ihn — und mit ihm nie vereinigt werden! antwortet ihre gemarterte Seele. Sterben — Freiwerden!

Erik Dahlen ſcheint ihre Gegenwart vergeſſen zu haben; es wundert ſie nicht, ſie iſt ja langweilig genug. Cara ſpricht ſo lebhaft mit ihm; jetzt beugt er ſich ihr zu. Was er ihr wohl ſagt? Ein Empfinden, häßlich und unwürdig iſt es, kriecht an ſie heran, verwandt dem Neide, der die Freude mißgönnt. Cara ſtrahlt; was kann er mit ihr ſprechen? Ich will auch mit ihm reden, überlegt die Gräfin. Es fällt ihr

nichts ein, es ist alles unmöglich. Wenn er doch den Blick von Cara abwendete! Ob er sie reizend findet? Er soll mich ansehen! Was sage ich ihm nur schnell?

Ihre Hand spielt nervös mit einer kleinen Rokokodose auf dem Kleeblatttisch, den sie zerstreut hin und her schiebt. Plötzlich ein Ruck, der Tisch ist umgeworfen — mit Absicht.

„Lassen Sie — später," wehrt sie erregt ab, „ich möchte Sie bitten — Cara hat recht," verbessert sie sich hastig, „wollen Sie uns nicht von Ihrem Leben erzählen?"

Wie kann sie ihm das zumuten? Woher nahm sie den Mut, das zu sagen? Mit rauher Stimme kam es über ihre Lippen, sie weiß nun selbst nicht wie. Ein Schwindel erfaßt sie, sie fürchtet mit Entsetzen seine böse Antwort. Er wird den Mund öffnen und wird sie vernichten. Was liegt daran, früher oder später; dann hat es ein Ende. Das Blut steigt ihr aus dem Herzen in den Kopf. Aber ihr Kind! Rast sie? Ihre Gedanken brechen jäh ab.

Erik Dahlen ist aufgesprungen, als Senta den Tisch umstieß. Wie sie ihn anredete, wurde er todesbleich; jetzt funkeln seine Augen düster in dem blassen Gesicht. Er starrt die Gräfin an, als käme ihre Frage aus einer anderen Welt zu ihm. Die tote Geliebte steigt aus ihrem Grabe heraus, körperlich schöner als damals und doch für ihn mit entstellten Zügen, mit verfallener Gestalt.

Hinab! ruft er sich zu und sträubt sich damit gegen sich selbst. Erde darauf — für immer und ewig vorbei!

Aber der alte Zauber lockt und schmeichelt, der alte, liebe Bann. Er sieht sie wie damals, als sie vor ihm stand, das mädchenhafte Geheimnis auf ihren Lippen, unschuldsvoll flehend wie einst. Mit der Erinnerung aber steigen seine seligen, sonnigen Gefühle wieder empor.

Er schüttelt den Kopf und beißt die Zähne zusammen. Er fährt sich über die Augen, als ob er geblendet würde von dem plötzlichen Erwachen nach langem, künstlichem Schlaf. Aus

dem jubelnden, hoffenden Frühlingsmorgen ist längst schleichender Mittag geworden, er ist so müde davon, so müde! Die Frühlingspracht seines Lebens, wie kurz war sie und doch kaum der Zeit wert, die er daran vergeudete! Der träge Mittag sinkt nun dem Abend zu; ja, es kommt über ihn, daß es nun Abend werden wird!

Er faßt sich und sagt, indem er sich im allgemeinen entschuldigt:

„Ich bin ein Sonderling und bedarf der Nachsicht. Verhallte Accorde einer kurzen Episode meines Lebens haben mich dazu verdammt, nicht mehr wie andere zu sein. Gegen gesellschaftliche Grundsätze zu sündigen, ist ein arges Vergehen; so viel blieb mir noch!" Er lächelt trübe und setzt sich tief aufatmend. — „Ich soll erzählen, Gräfin?"

Senta ist langsam näher gekommen, nickt mit dem Kopf und setzt sich steif und kerzengerade zu ihnen. Seine Mienen verdunkeln sich wieder.

„Der Wunsch der Damen wird mir Befehl sein! Die Erlebnisse eines armen, fahrenden Künstlers sind fremde, ungekannte Laute für meine Zuhörer; der Kampf ums Dasein blieb ihnen gottlob erspart! Aber was man nicht kennt, reizt die Neugierde. Erwarten die Damen keine lustige Geschichte, es ist nur ein Stückchen Leben mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen — sehr alltäglich, denkt vielleicht mein auserlesenes Auditorium!"

Erik Dahlens Blick senkt sich forschend in den der Gräfin, seine Stimme ist wunderbar weich. Des Grafen Aufmerksamkeit richtet sich allein auf das, was er hört, er streckt ihm die Hand hin:

„Wir nehmen innigen Anteil an dem Geschick eines Mannes, der uns Freund geworden. Danken Sie Gott, daß Sie die Stürme überwunden haben! Doch beginnen Sie!"

Erik sieht eine Weile vor sich nieder, ein mattes Feuer brennt in seinen Augen, er hustet nervös.

„Ich habe meine Eltern früh, zu früh verloren, um ihre fürsorgende Liebe recht ermessen zu können; ich weiß, daß ihre Gräber ein gemeinschaftlicher Stein deckt, daß sie im Tode vereint sind wie im Leben. So früh verwaist, wurde ich in meinen Handlungen, wie in der Denkungsweise selbständig, egoistisch. Ich liebte niemand auf der Welt als den Onkel. Die Tante, Schwester meiner Mutter, erbarmte sich unser; arme, obdachlose Würmer, die wir waren, nahmen sie uns zu sich, der Onkel ließ es geschehen. Ihm allein verdanke ich, was ich bin. Es stand fest, daß ich nach seinem Tode seine trockene Berufsthätigkeit aufnehmen sollte; fragte man mich: ‚Was willst du werden?‘, so sah ich auf den Onkel und antwortete entschlossen: ‚Der Onkel ganz und gar!‘ Die Tante war wirtschaftlich und pflichtgetreu, wohlwollend und gutmütig. Der Onkel hatte seinen Beruf verfehlt durch die Vorurteile unbegrenzten Kastengeistes, er ging nicht unter in der Sturm- und Drangperiode; ob er sein Lebensglück dabei eingebüßt,

wer fragte danach! Das vierte Gebot im Gedächtnis, übernahm er die ausgedehnte Fabrik, er lernte Zufriedenheit kennen ohne Reue, Heiterkeit durch erfüllte Pflichten; der göttliche Funke, von dem die Dichter singen, erlosch nicht, im Grunde seiner Seele glimmte er fort, unbemerkt und heimlich. Mein ungestümes Sehnen rief in dem ergrauten Manne die Erinnerung wach; in Kindeswißbegier berührte ich alle Saiten, welche uns geistesverwandt machten; er wurde noch einmal jung und nährte die Liebe zur Kunst in mir. Später gelangte er auch zu dem Entschluß, mich nicht den Vorurteilen seines Standes zu opfern, seine hochstrebenden Ideen begeisterten mich. Daß Onkel und Tante kinderlos geblieben, erwähnte ich noch nicht, ich galt nach der allgemeinen Annahme als Erbe ihres Vermögens. Es war an einem trüben regnerischen Märztage; in unserem großen Garten war der Kies auf den Wegen aufgeweicht, an den dicken Knospen der Fliederbüsche glänzten Tropfen, die Schneeglöckchen hingen beschmutzt ihre Köpfchen. Ich

saß mit einer Räubergeschichte am Fenster und sah mich im Geist mutig die Meinigen gegen den Überfall der Bande verteidigen, da stürzte die Tante mit schief gerückter Haube ins Zimmer und rief herzzerreißend: ‚Der Onkel ist vom Schlage getroffen!‘ So war es — in wenigen Stunden war er tot. Da er ohne Testament gestorben, übernahm der Sohn seines Bruders, ein kluger Geschäftsmann, die Leitung der Fabrik und die Ordnung des Nachlasses. Die Tante, ganz unter seinem Einfluß, zog in eine kleine Mietswohnung; ich! ich konnte den Kampf mit dem Leben aufnehmen! Der Tod hatte den Verstorbenen überrascht und mich bettelarm gemacht; aber er wurde von mir betrauert, als wäre ich durch ihn ein Krösus geworden. Ich zog in die Welt, darbte und hungerte; des Onkels Worte: ‚Werde ein echter Künstler, mein Junge!‘ härteten mich ab gegen Frost und Hitze. Gottlob fanden sich Menschen, die sich für den blassen, mageren Jüngling mit dem Feuereifer interessierten; ich kam vorwärts auf der Musikschule, er-

teilte später Unterricht und fristete so meine Existenz."

Erik Dahlen macht eine Pause. Cara läßt in Mitgefühl die Mundwinkel sinken, der Graf ist der Erzählung lebhaft gefolgt.

Cara denkt bei sich: Senta gilt für die Güte und Mildthätigkeit in Person und zeigt keine Spur von Gefühl für Dahlens traurige Jugend! Man muß nur erst den Ruf der Vortrefflichkeit haben, dann kann man sein, wie man will. Daß Geza sich nicht mit ihr langweilt — Liebe ist blind und taub!

Erik erhebt selbstbewußt den Kopf, seine Stimme ist erregt und klingt wie fernes Grollen:

„Das ist der Umriß meiner Jugend, von meinen Leiden habe ich nichts gesagt. Meine Leiden! Sind denn Entbehrungen überhaupt Leiden? Ich hätte ihnen dazumal einen Kratzfuß gemacht, wären mir die späteren wühlenden Seelenqualen damit erspart geblieben! Aber diese erst waren es, welche meinen Beutel füllten mit eitel Gold; was ich an Glauben an die Mensch-

heit einbüßte, gewann ich an Selbstbewußtsein, der bürgerliche Trotz bäumte sich dabei wild auf. Wehe, wehe, wer mich in ihm zu treffen wagte! Es war unter dem berauschenden Himmel des Südens — daß ich wurde, was ich bin! Ein hochfahrendes Mägdelein mit wundersam schimmerndem Seidenhaar und dunkel unergründlichen Augensternen, die den Himmel in sich selbst trugen, entflammte mein Herz mit glühendem Verlangen. Ich liebte! Ich liebte mit jeder Faser meines Seins, ich liebte bewußt, nicht wie der abgeschmackte Thor Besitz ergreift im Sinnesrausch! Ich liebte einmal und erschöpfte mein Empfinden darin! Im Taumel meiner Leidenschaft streckte ich die Hand aus, siegesgewiß, nicht zagend, wie es dem Namenlosen zukam. Das hochfahrende Mägdelein mit lieblos frostigem Gemüt gab eine Gastrolle; sie spielte so talentvoll Komödie, ihre Rolle war so fein erdacht, so sorgsam durchgeführt, daß der Neuling das Knie beugte in fassungslosem Entzücken."

Er hat sich erhoben vor mächtiger innerer

Erregung, der Rückblick war zu überwältigend, jeder Nerv zittert an ihm. Sich schwer auf den Sessel stützend, sagt er langsam wie zu sich selbst:

„Das Mägdelein war hold, aber kindisch; in eitler Gefallsucht wollte es seine Macht prüfen. Gott gebe, daß es nicht wußte, was es that. Es war ja nur das Herz eines armen, ungekannten Künstlers, das von den zierlichen Füßen zertreten wurde."

Es ist still geworden. Caras hübsche Augen hängen voll Mitleid an dem schönen, bleichen Mann, es fehlt ihr das stets bereite Wort. Der Graf, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in die innere Handfläche gelehnt, sieht sinnend in das Kaminfeuer; jetzt blickt er auf.

„Ich sage mit Ihnen: Gott gebe, daß es nicht wußte, was es that."

Erik Dahlen zuckt zusammen.

Auf Sentas Wangen brennen zwei rote Flecke, die blauen Adern an ihren Schläfen treten deutlicher hervor, ihre feinen Nasenflügel vibrieren unmerklich, der Atem ist heiß und trocken. Sie

ſitzt kerzengerade da und ſchiebt die Ringe an ihren Fingern auf und nieder. Der Trauring iſt ſehr weit geworden, ihre Hände ſehr unſicher, er entgleitet ihnen und rollt lautlos auf den Teppich. Nur Erik hat es bemerkt. Er verfolgt den matt glänzenden Reif, der ihm die Geliebte auf ewig entriß. Der Ring liegt vor ſeinen Füßen; es wäre unhöflich, wenn er ihn nicht aufhöbe und ihn der Gräfin zurückgäbe.

So bückt er ſich und naht ſich ihr. Sie ſtreckt die Hand aus, ihre kalten Fingerſpitzen berühren einen Augenblick die ſeinen — es durchſchauert ſie beide; ihre Augen begegnen ſich todesmüde, todeswund.

Dann bricht ein Aufleuchten aus Erik Dahlens Blick; er muß in dem ihren etwas geleſen haben, was ihn noch in ſeiner Todesſtunde verſöhnen würde.

Sie führt ſchnell das dünne Gewebe ihres Taſchentuches an den Mund und huſtet ſchwach; wieder färbt ein roter Schein den durchſichtigen Batiſt, aber niemand hat es bemerkt. Erik zittert,

seine Knie wanken; er greift außer sich an die Stirn, sie ist feucht und brennt, er fühlt einen Druck auf dem Gehirn, als würden ihm die Haare einzeln ausgerissen.

Die Vergangenheit mit ihrer einen großen Wunde ist mit einemmal ausgelöscht, es sprießt aus ihr herauf das Kräutlein „Vergebende Liebe", es verbreitet sich mit Windeseile und überwuchert die Giftpflanze in seiner Seele; sie welkt und verdorrt, das edle Kraut aber strömt liebliche Düfte aus.

Ist es möglich, kann es sein, daß er wieder ein Mensch ist mit einem Herzen, ja einem Herzen voll unaussprechlichen Mitleids und unaussprechlicher Liebe?

Er fühlt sich wie vom Blitz getroffen, gelähmt am ganzen Körper. Wohin ist sein Selbstgefühl, sein sicheres Auftreten, seine weltverachtende Miene? Er ist verwirrt und befangen, die Situation erscheint ihm plötzlich verlegen, und er wagt nicht, den Grafen Szardon offen anzusehen. Er stammelt einige Entschuldigungen, wobei völ-

lige Erschöpfung und Angegriffenheit die Hauptrolle spielen.

Der Graf kommt ihm entgegen; sein teilnehmender Blick verwirrt ihn vollends. Noch einmal ruht sein Auge liebeverloren auf Senta, dann verbeugt er sich und geht.

Draußen fühlt er die Hand des Grafen auf seiner Schulter, als er hastig dem Diener seinen Überrock entreißt:

„Sie haben mein Kind gerettet, und ich kann Ihnen nicht helfen, Erik Dahlen! Haß und Liebe reichen sich über Ihnen die Hände; versuchen Sie die Unwürdige zu bemitleiden, versöhnen Sie sich mit ihrem Gedächtnis; prüfen Sie, ob Ihr Leid nicht sanfter dadurch wird, dann forschen Sie nach ihr. Das Weitere liegt bei Gott. Aus dem hochfahrenden Mägdlein kann eine büßende Magdalena geworden sein, die nicht zu sterben vermag ohne Ihre Verzeihung. Und nun gute Nacht, Sie lieber, prächtiger Mensch!“

* *
*

Der Stubenkellner und das Zimmermädchen der zweiten Etage im Hotel Continental hatten schon verschiedene Male abwechselnd durch das Schlüsselloch von Nr. 26 gesehen. Ungewöhnlich, daher sonderbar, folgerten beide; es erregte ihre höchste Neugierde, welche zu befriedigen sehr schwer hielt.

Herr Dahlen war gegen neun Uhr finster die Treppe heraufgekommen, hatte ebenso finster Thee auf sein Zimmer bestellt. Als der schöne blonde Franz anklopfte, war kein „Herein!" erfolgt; Herr Dahlen hatte ihn nicht einmal bemerkt und auch den Thee nicht angerührt. Er saß ebenso vor dem bekannten Schreibtisch, wie er hereingekommen, den Paletot noch umgehängt, den Hut auf dem Kopfe.

„Verzweifelt bleich," lispelt Julie, das Zimmermädchen, das Auge am Schlüsselloch.

Franz säuselt zurück: „Aber, Julchen, wissen Sie nicht, daß das dazu gehört? Eine welterobernde Opernmelodie ist im Entstehen begriffen, das ist es, glauben Sie meinem geübten Scharf-

blick. Bin schon ganz anderem auf die Spur gekommen, Liebesscenen haben sich vor meinen Augen abgespielt, daß Ihnen Hören und Sehen dabei vergangen wäre. Kalt Blut ist zu allen Dingen nütze, auch für die Laufbahn eines Kellners."

„Wie schön Sie sprechen können, Herr Franz!" Julchen zupft an ihrer breiten weißen Schürze und ziert sich sehr in diesem Augenblick. „Herr Dahlen sieht immer so grimmig drein, wenn ich ihm die vielen duftenden Billets bringe, welche mir von hochnäsigen Zofen, die sich einbilden, mehr zu sein als ich, in die Hand gedrückt werden. Von einer sehr hübschen Baronesse, vertraute mir die von gestern an; nach seinem Gesicht zu urteilen, ist es eine griesgrämige alte Jungfer, die ihm verspätete Liebesgefühle widmet. Horch! Die Herrschaften auf Nr. 24 zanken sich; er will noch hier bleiben, sie soll allein zu Haus fahren; es gab schon heute morgen darüber Skandal."

* *
*

Erik Dahlen, was lieſeſt du?

Einen vergilbten, zerknitterten Brief ſuchſt du aus einer alten gelben Mappe hervor, als wollteſt du ihn heute nach Jahren zum erſtenmal leſen. Oft genug zuſammengefaltet ſcheint er zu ſein und wohl jedesmal anders; der eine der Kniffe erzählt von einer Hand, welche ihn verſuchte glatt zu ſtreichen, der andere ſagt, daß er durch den harten Griff derſelben Hand entſtanden; ein Riß am Rande lernte ſcharfe Nägel kennen; der Brief ſelbſt aber kam ſchon oft in unzarte Berührung mit dem Fußboden. Die Gefühle des Beſitzers glichen ſich nie. Die größte Leidenſchaft zog gegen die Weichherzigkeit eines Kindes ins Feld; war die Schlacht beendet, gehörte niemandem der Sieg; ein Waffenſtillſtand hieß ſo viel als: ich will vergeſſen um jeden Preis! Gelang es nicht, ſo wurde der Krieg wieder aufgenommen.

Heute zittert die Hand, welche den Bogen hält, wirkliche Thränen fallen aus den harten Augen auf die Worte. „Ich will für Ihr Glück

beten.“ Erik ſchilt ſich ſelbſt einen Narren, welcher die Zeit verſäumte; das Paradies ſtand ihm offen, aber er taumelte berauſcht einen Weg entlang, der voll Geſtrüpp und Wirrnis ihn wund ſtach. Gerade in die Augen drangen ihm zwei Dornen und machten ihn blind. Er behielt nichts zurück als die Feindſeligkeit gegen das ganze Menſchengeſchlecht. Erik drückt den Brief an die Lippen, an ſein wild pochendes Herz. Nun iſt ſie da, die Erkenntnis, da ſteht es: „Ich will für Ihr Glück beten.“

„Die Binde zerriß, ich kann ſehen!“ jubelt er in wildem Entzücken.

Wie ein Dieb ſchlich er damals in ihr junges, unſchuldvolles Herz; ein anderer kam ihm zuvor, der Preis aber war dennoch ſein, ihr Herz gehörte ihm!

Er iſt aufgeſprungen und wiederholt laut: „Gehört mir!“

Die Luft drinnen droht ihn zu erſticken, er reißt die Fenſterflügel auf. „Gehört mir! Hört ihr's, ihr oberen Zehntauſend, ſperrt die Mäuler

auf und gafft den tollkühnen Künſtler entrüſtet an, hört ihr's, er iſt bereit, euch zu entreißen, was ihm, ihm allein gehört!"

* *
*

„Still, ſtill, die Gräfin ſchläft! poltern Sie nicht ſo mit den Weinflaſchen! Wer trinkt jetzt teuren Rheinwein bei uns? Der Graf gewiß nicht, man braucht ihn nur anzuſehen, um das zu wiſſen! Ich bleibe dabei: Johann — Gott hab ihn ſelig — war ein beſſerer Diener als Sie."

Dieſes Kompliment iſt dem vornehmen Wenzel nicht neu aus Jeanettes Munde; da es aber der „ſelige" Johann iſt, der ihm gegenüber geſtellt wird, ſo empfindet er keine Eiferſucht.

Die Gräfin ſchläft, ſagte Jeanette.

Zum erſtenmal ſeit Wochen erwacht ſie fieberlos aus einem ſtärkenden, ruhigen Schlaf. Sie war ſchwer erkrankt noch an demſelben Abend, als Erik Dahlen ſeine Geſchichte erzählte. Die Ärzte

gaben nichts für ihr Leben. Eine doppelte Lungenentzündung, eine von Hause aus schwächliche Konstitution, der höchste Grad von Fieber bei erschöpftem Kräftezustand, ein zerrüttetes Nervensystem — es ist genug, um daran zu sterben. Mit stockendem Herzschlag hörte Geza die kurzen, harten Atemzüge. Der Professor hatte die Patientin eben verlassen, er versprach nach der Beratung mit seinen Kollegen in drei Stunden wiederzukommen. Geza kniete an Sentas Bett und vergrub den Kopf in die blaßblaue Atlasdecke. Jeanette, in eine dunkle Ecke gedrückt weinte um beide.

Das Knistern der Nachtlampe schreckte Geza auf. „Jeanette, sind Sie da? Sie erkennt mich nicht, vielleicht nie mehr!“ Schluchzend sank sein Mund auf ihre leblosen Hände.

Unten bemüht sich ein verstörter Mann, den Portier zu wecken, welcher eingenickt auf dem Stuhl in seinem Glaskasten sitzt. Er schüttelt ihn wenig zart an den Schultern: „He, he!“

„Ich komme schon! Na, was giebt es denn

wieder?" antwortet eine mürrische, verschlafene Stimme.

„Wie geht es? Ermuntern Sie sich!"

„Ach so, wohl einer von den Doktoren, stehe zu Diensten, gnädigster —"

„Ich frage Sie, wie es geht, Mensch? Um Gottes willen, nehmen Sie Vernunft an!"

Der Portier reibt sich die Augen. „Verzeihen Euer Gnaden, ich war etwas eingeschlafen, seit vierzehn Tagen schweren Dienst; die Intimität mit dem Schlaf hat sehr nachgelassen, er kommt wohl noch einmal, aber ganz selten."

„Ich bitte Sie nur, mir endlich Auskunft zu geben, wie es steht — mit der Gräfin?"

„Immer beim selben, immer beim selben, Euer Gnaden! das ganze Personal trauert mit."

„Brauchen nicht zu melden, daß ich hier war, ich kam gerade vorüber, es ist spät. Gute Nacht."

Der Portier sieht Erik Dahlen brummend nach, als er ihn heraus läßt. „Kommt alle

Tage zweimal ‚gerade vorüber‘, nun ſogar in der Nacht! Bei dem ſpukt es im Oberſtübchen.“

* * *

Selbſt Caras Geſichtsausdruck iſt ernſtlich beſorgt, ſie huſcht in den Gemächern und Gängen herum, lauſcht an der Thür des Krankenzimmers und hält Jeanette jedesmal am Rock feſt, um ſie mit tauſend Fragen ungeduldig zu machen.

„Iſt Graf Geza ſehr unglücklich? Aber Jeanette, ſagen Sie doch —“

„Baroneſſe, Sie thun komiſche Fragen, ärgerten ſich doch oft genug über ſeine Zärtlichkeit! Er ißt und ſchläft nicht und iſt nicht von ihrem Bett fortzubringen. Ich hole neues Eis.“

„Jeanette, nur noch —“

„Baroneſſe, ich habe keine Zeit!“

Cara giebt es auf. Die Alte iſt ganz und gar verdorben, das Ehepaar Szardon that ſein Beſtes dabei.

In die Kinderſtube zu Bubi, vielleicht freut

er sich, wenn sie mit ihm spielt. Sich überall de trop zu fühlen, ist wahrlich nicht angenehm. Sie denkt an ihre Abreise, Gründe dafür fänden sich wohl. Viki krankt an Sehnsucht, eine Wohnung am Ring wäre zu besichtigen, die Aussteuer u. s. w. Die Sache ist aber die, daß Geza ihr nie verzeihen wird, wenn sie in diesem Augenblick fort will. Zweitens findet er es unpassend, wenn junge Mädchen ohne chaperon reisen. Daran würde er allerdings jetzt kaum denken, aber er vergißt es ihr nie mehr. Vikis Briefe! Ja, wenn sie die nicht hätte in dieser trostlosen Vereinsamung! Er schreibt einen guten Stil und eine Handschrift, welche sich schnell übersieht, seine Liebesbeteuerungen sind allerdings ziemlich alltäglich, aber — faut de mieux!

Ihre Antworten erfolgen jetzt pünktlich und brauchen daher nicht mit einer Entschuldigung zu beginnen. Die Postskripte haben den bedeutendsten Wert für den sterblich verliebten Ritter von Störenberg, er liest daher zuerst: „Wieder vergaß ich, dir für all deine Liebe zu danken!" oder:

„Erſt hier komme ich auf unſere Liebe zu ſprechen," oder: „Ich denke, wir werden ſehr gut miteinander auskommen."

„Herrliches Mädchen!" iſt immer der Refrain. „Am erſten Mai übers Jahr fährt ſie ſchon mit den Rappen!"

Einige Tage vor dem erſten Mai dieſes Jahres, im Augenblick der ſchwerſten Sehnſucht, wird ihm ein Telegramm überbracht: „Geza bringt mich, wir treffen morgen abend ein."

„Die letzte Trennung bis an den Tod, ſüße kleine Cara!"

* *
*

Bubi iſt auf das Fenſterbrett im Boudoir gekrochen, er winkt und winkt und drückt ſein Näschen flach an den Scheiben. „Die luſtige kleine Tante fort, Papa ſollte es nicht erlauben!" Er ſchreit aus Leibeskräften, böſe und traurig zugleich.

Die Portieren rauſchen leiſe auseinander, in der Thür des Schlafzimmers ſteht Senta — wie

eine Vision! Ihre Gestalt die eines sechzehnjährigen Mädchens. Das kurz abgeschnittene Haar ringelt sich in dichten Löckchen um den schmalen Kopf, durchsichtig weiß ist ihr Gesicht, nur die Augen, übernatürlich groß, leuchten wie schwarze Diamanten. Sie lehnt sich erschöpft gegen die rote Portiere. Das lange weiße Gewand, vereint mit dem wegmüden Hauch über ihrer ganzen Erscheinung, geben den Eindruck „Hier ist überwunden".

Bubi schreit ohne Unterlaß: „Tante Cara, Tante Cara!" und weint heftig. Vergeltung, grausame Wahrheit! denkt Senta. Ich liebte den Gnadenstrahl meines Lebens nicht gut, leidenschaftlich wohl — sie spielte nur mit dem Knaben und gewann doch sein ganzes Herz. Ob sie ihm eine bessere — —? Der Gedanke schmerzt so. Armer Liebling, deine Mutter ist nur noch eine Gliederpuppe, ihr natürliches Empfinden, es war wärmer wie bei anderen, begrub sie selbst.

Die Teufel nennen es Höllenqual,
Die Menschen nennen es Liebe!

Senta, durch und durch lauter, nennt es Sünde, schwere Schuld.

Sie bietet alles auf mit ihren schwachen Kräften, um den Knaben zu trösten, sie verspricht ihm neue Spielsachen und küßt ihn traurig, sie erzählt ihm von Waldenfels und wie schön es dort ist, ob er gern dahin möchte, fragt sie ihn. Sein Weinen wird leiser und leiser; als sie aufhört zu sprechen, bittet er kläglich: „Ich will hin, wo Tante Cara ist."

Die Mutter seufzt und schickt ihn in die Kinderstube.

* * *

Durch die Stores dämmert der weiche Frühlingstag. Senta tritt ans Fenster; die Flügel sind nur angelehnt und öffnen sich dem unsicheren Druck ihrer Hände. Laue, träumerische Luft strömt ihr entgegen und erfüllt ihr Herz mit Sehnsucht. Einmal glücklich sein, nur einmal!

So ein schläfriges Glück, wo man nicht hofft noch zagt, ein unbestimmtes Empfinden, daß die

Erde blüht, die Luft von süßen Düften erfüllt ist, daß weiße Blüten von den Bäumen niederrieseln, daß es in den Büschen kost und schwirrt. Nicht woher und weshalb! Die Augen schließen und träumen, ohne zu wissen was!

Ach, wer ein junges gesundes Herz sein eigen nennt! Wem es unberührt blieb, der erhalte es schlaftrunken, damit es nur halb bewußt fühlt, wie ein Kind, dessen kleiner Geist sich entwickelt, sich immer von neuem mit erstaunten Augen umblickt, wenn es erwacht.

Senta denkt heute den ganzen Tag an Waldenfels. Wenn Geza von Wien zurück ist, wird sie gleich mit ihrem Wunsche hervorkommen. Sie wird mit dem Kinde vorreisen, weil Geza erst seinen Urlaub haben muß. Der kleine Gefangene wird jubeln über das große alte Schloß und die endlosen Wälder. Ja, ja, sie hatte es als Kind besser als er, wunderschön war es — glückliche, fröhliche Jahre! Ein unerklärliches Wohlbehagen kommt über sie. Ob das Birkenhäuschen noch stehen mag unter den großen Tannen, wo sie

Jeanette und Mademoiselle zum Kaffee gebeten, der nur aus Milch und Semmel bestand? Es soll für Bubi zurecht gemacht werden, sie will morgen deshalb schreiben. Ob die Wiese am unteren Gehöft noch so saftig grün sein mag, wo ihre Ziegen weideten mit den allerliebsten weißen Zickchen, welche ihr aus der Hand fraßen? Es wäre schön, wenn noch ein Zickchen lebte — es wäre nun allerdings eine alte, steife Ziege — nur damit Bubi sie sieht und sie auch ihm aus der kleinen, lieben Hand frißt. Der alte treue Hühnerhund ist natürlich längst nicht mehr; er hinkte auf drei Beinen, das vierte war ihm angeschossen, und er aß das Gnadenbrot. Sie will in ihrer Mädchenstube wohnen und die Baumkronen der Linden sehen; die Fenster sollen lange offen bleiben, damit sie ihr Rauschen im Nachtwind hört wie — einst.

Käme Geza doch heute noch! Es ist gewiß herrlich in Waldenfels, dort wird sie leichter gesunden als im Süden; die klugen Ärzte wissen nicht, wie heilend Heimatsluft wirkt. Ja, Wal-

denfels! Bald, ach bald! Stürmen sie nicht alle hinaus aus dem staubigen, dumpfen Häusermeer ohne Licht und Himmel?

Wie belebt die Straßen sind! Die Menschen sehen zufrieden und heiter aus, daß es wieder Frühling geworden ist mit Sang und Klang. In den weißen Schnee fiel manche geheime, manche offenbare Thräne, vom Frühling erwartet jeder die Zauberkraft der Heilung.

Sind das lustige Leute, die da heute vorüberkommen! Senta kniet auf den Sitz des Sessels am Fenster und verschränkt die Arme auf der Lehne; eine gewisse Neugier ergreift sie, die vergnügten Spaziergänger genauer zu betrachten.

Zwei Backfische, Arm in Arm, Maiblumen-Bouquets vorgesteckt, schlendern vorüber; die Blondine stößt die andere mit dem Ellenbogen an, sie lachen beide, jedenfalls über das behäbige Ehepaar vor ihnen: die Frau zieht einen wohlgearteten, fetten Mops am roten Bande und scheint Muttergefühle für ihn zu empfinden.

Warum der junge Dandy dort es wohl so

eilig hat? Die unvermeidliche Roſenknoſpe im Knopfloch, ſtürmt er vorwärts — ja wohin? Seine ſpitzen Schnabelſchuhe ſind mit den kurzen Beinen des Mopſes in unſanfte Berührung gekommen. Die dicke Dame beklagt ihren Liebling, während der Miſſethäter unbekümmert weiter eilt. Es ſieht ſich hübſch aus dem Fenſter an; ach! es iſt ſo lange her, daß ſie nicht auf der Straße war; ſie beſtellte damals einen neuen Anzug für Bubi, er muß abgeholt werden, in ihrer Krankheit dachte niemand daran. Es iſt doch gut, daß ſie geſund wurde!

Eine hübſche blaſſe Bonne mit drei Kindern wie die Orgelpfeifen in blauen Mänteln kommt jetzt, ſie hängen ſich an die arme Perſon und zerren ſie hin und her. Armes Ding, denkt Senta, die dicke Dame iſt glücklicher mit ihrem Mops als du mit deinen drei Zöglingen. Nun eine elegante Frau mit vornehmem Gang und Diamantohrringen, die zum Fenſter hinaufblitzen. Zwei Lieutenants, ein junges Mädchen, wieder Kinder mit Suite und faſt mit ihnen zuſam-

men ein ſchlanker Mann mit bleichen markierten Zügen. Mein Gott — wirklich, ja, ja, gewiß — Erik Dahlen!

Senta wird ſo ſonderbar zu Mute; ſie wollte nur koſten von dem ſchläfrigen Glück, aber ganz richtig fing ſie es doch wohl nicht an.

Sie bewegt ſich nicht. Er ſieht hinauf und beſchleunigt ſeine Schritte. Eine Mietequipage mit müden Pferden, die ihre Inſaſſen von einem Ausflug ins Grüne zurückbringt — die üblichen großen Sträuße von welkem Grün deuten darauf —, fährt gerade vorüber und hält ihn auf; er bleibt ſtehen, ſeine Haltung iſt unverkennbar ſiegesbewußt. Jetzt überſchreitet er die Straße, iſt auf der anderen Seite und gleich —

Senta verläßt das Fenſter, ihre durchſichtigen Hände auf das Herz gepreßt.

Erik zieht mit ſteigender Ungeduld den ſtarken Meſſinggriff der Glocke, die ſchwere Thür öffnet ſich langſam, der Portier tritt ihm entgegen und ſchmunzelt zuvorkommend:

„Der Herr Graf ſind verreiſt.“

„Schon gut, bemühen Sie sich nicht, ich werde erwartet.“

Der Portier gafft ihm mit offenem Munde nach, wie er die Treppen hinaufeilt. „Erwartet bei uns? Möchte wissen von wem! Von der Gräfin? Jedenfalls weiß er nicht, daß auch die Baronesse fort ist. Unhöflicher Mensch und sehr unheimlich.“

Erik braucht oben nicht zu schellen — wie lieb hat ihn heute das Geschick — die Thüren stehen offen, kein unbequemer Diener, der ihn meldet, ihn bei Senta, seiner Senta, meldet. Ist es nicht zum Lachen?

So malte er es sich aus, so ist es: die Geliebte steht in der Dämmerung ihres Salons. Auf ihrem Tituskopfchen spielt ein scheidender Sonnenstrahl, ihre braunen Löckchen vergoldend. Erst hat sie den bekannten energischen Schritt im Musiksaal auf dem Parkett gehört, dann gedämpfter auf dem Teppich des Nebenzimmers. Portieren müssen auseinander rauschen und er muß vor ihr stehen!

„Meine ...!“

Er liegt zu ihren Füßen, seine dunklen Augen sprechen von grenzenloser Liebe, von einem Entzücken, welches ihn überwältigt, seine Hände umklammern die ihren.

„Meine Göttin, meine Muse, meine Seele, ich kann es noch nicht begreifen! Du — dich, ach, endlich wieder!“

Er schließt die Augen und biegt den Kopf zurück, flüstert im Taumel: „Endlich wieder!“

Das einzige, was an der schlanken weißen Frau Leben verrät, sind die Spitzen auf ihrer Brust, die leise zittern. Fern von seiner Leidenschaft schauen ihre stillen, ernsten Augensterne über sein Haupt fort ins Leere hinein. Was denkt sie? Daß sie sich krank gegrämt hat an der Sehnsucht nach ihm. Wäre diese Minute vor Wochen über sie gekommen, sie wäre damals vielleicht davon mit Glückseligkeit erfüllt worden. Früher, ja früher, da hätte sie alles hingegeben für einen solchen Augenblick! Jetzt, wo es zu spät ist, sieht überall drohend die graue Ehren-

haftigkeit hervor, die nüchterne Wahrheit mit der Grenze des Anstands. Sie hat sich müde verlangt. Nun, wo ihr die Ewigkeit immer näher rückt, sehnt sie sich nur nach Versöhnung und Klarheit.

Das Herz preßt sich ihr zusammen. Erik Dahlen kniet ja nicht vor der jungfräulichen Braut, die den Heißgeliebten jubelnd willkommen heißt nach langer, schuldloser Treue; durch ein Myrtenreis und den duftigen Schleier werden Kummer und Leid doch endlich belohnt, Harren und Bangen vergißt sich mit dem ersten, seligen Blick; hier wird auf eine kurze, kaum empfundene Wonne neue Vereinsamung folgen; zu dem Hochzeitskränzlein liegt schon das Moos bereit, welches im Volksmund Totenkraut heißt, der Schleier ist vom langen Liegen grau und mürbe geworden. Es steigt ihr die Blutwelle in das bleiche Gesicht wie ein holdes Erröten, doppelt schön steht sie vor ihm; aber was ihre Wangen färbt, ist die Röte der Scham.

Er streichelt ihre Hände und küßt sie liebes-

trunken. „Meine weiße Rose ist nicht krank, nur die Sehnsucht, die unüberwindliche, heiße Sehnsucht hat sie bleich gemacht; aufblühen wird sie wieder, an meinem Herzen ganz gesunden; fern unter fremder Sonne, wo die Menschen hingehen, um ihr Leid zu vergessen, da wirst du neu erblühen, mein armes, blasses Kind. Nicht wahr, du hast lange auf mich gewartet, ich allein trage die Schuld an deiner Krankheit? Daß ich an dir zu zweifeln vermochte, hat mein böser Dämon mir eingegeben." Voll Zärtlichkeit legt er den Arm um sie: „Du schwankst, mein Liebling? Komm, ich stütze dich, trübe Augen vertragen nicht sogleich den hellen Morgen; ich hätte nicht vergessen sollen, daß du dich erst an das Glück gewöhnen mußt."

Er zieht sie sanft wie ein leidendes Kind auf eine nahe Causeuse, setzt sich neben sie und hält ihre Hände fest in den seinen.

„Wir haben uns so viel zu erzählen, wir müssen länger leben als die anderen, um es einzubringen." Er liebkost ihr Haar und spielt

mit den widerspenstigen Löckchen; er ist überselig. „Ich liebte dich stets und allezeit, aber ich war ein Narr und habe mich selbst um mein großes, schönes Glück betrogen. Endlich naht die Stille nach wilder, ruheloser Irrfahrt. O, wie wohl es dem erschöpften Wanderer thut, auszuruhen für immer und an solchem Herzen!"

Man sieht es ihm an, daß es still in ihm geworden ist, seine Augen haben einen feuchten, milden, versöhnten Glanz, und der Zug um seinen Mund ist fast zu weich für einen Mann.

„Leg deinen holden Kopf an meine Brust und vergiß die Welt und deinen Gram. Du ahnst ja nicht, wie verlassen ich war! Ich hielt es nirgend lange aus. Die Begeisterung der Menschen galt im Grunde nur meinem Genius, nicht mir selbst, überall eitle, unbesonnene Frauen, deren ich mich erwehren mußte, abschreckende Hohlheit und entwürdigende Zerfallenheit. In meinen Kreisen Eifersucht und Brotneid, Mißgunst bis zum Haß. Herabgekommenheit, aufgeblasener Hochmut, der sich mit seinen Ahnen brüstet. Dort

ein herriſches Volk, hier ein feiges; über dem Ocean die kalte Geldgier, die mich anekelte; hinter den Bergen Schönheit ohne Verſtand — die Glut der Sonne brennt ihnen das Gehirn aus —, hier ſchwerfällige, plumpe Unſelbſtändigkeit, die ſich nicht ſcheut, nachzuäffen, was wo anders nicht einmal für gut befunden wurde. Ich kam ſo ungern nach Berlin; meine neueſte Schöpfung verlangte es, man überredete mich, und ich gab nach. Überall tauchte ich auf — hier ſollte ich dich finden; hier, wo die Menſchen ſo ruhig fühlen, als wäre ihnen das Herz erfroren; hier brachten ſie dich hin mit deinem heißen Sehnen, meine arme, ſüße Lilie! Sieh mich an und klage mir alles! Was thaten ſie dir?!"

Sentas Kinn ſinkt auf ihre Bruſt. Seine Stimme hat ſolch wunderbaren Wohllaut, ſie möchte ſie ſich feſt einprägen, um ſie noch immer zu hören, wenn er ſie verlaſſen hat. Er bückt ſich und ſieht ihr unter die langen Wimpern. Da fällt ihr ein, daß er bald gehen wird und nichts von ihr weiß.

„Ich kann meinen Schwur nicht ganz lösen, weil das Wiedersehen mir den Mut und die Kraft geraubt hat. Als ich dir damals schrieb, dachte ich an keinen Zufall, welcher uns wieder zusammenzuführen vermöchte; indem ich deinen Stolz reizte und deine Verachtung heraufbeschwor, wollte ich die Liebe vernichten, die du mir gegeben; du mußtest mich für unwürdig halten, und das sollte der Tod deiner Liebe werden. Daß es der letzte Wille eines Sterbenden war, dem ich mich beugte — du durftest es nicht erfahren. O Erik, es hat Stunden gegeben, wo mich das Entsetzliche überwältigte, ich in einem Thränenbade auf den Knien um Erbarmen flehte! Keine Rettung, keine Linderung — der Himmel zürnte mir! Die bösen Tage und die bösen Zeiten schlichen wie ein Alpdruck dahin, Jahre kamen und gingen, mein Herz blieb immer gleich: eine schwere, müde Last, welche den Körper niederdrückte. Ich fuhr im Schlaf auf und sah dich vor mir stehen, wie ich dich in der Markuskirche verlassen hatte; ich schlug

die Hände vor das Gesicht, weil ich meinte, deine Stimme zu hören; ich träumte, du wärest gestorben, und war ruhelos Tag und Nacht. Dann tauchten wieder entsetzliche Bilder vor mir auf, häßliche Eifersucht zerriß meine Seele; ich war mir des Unrechts bewußt und wollte mich der furchtbaren Strafe entziehen; ich versäumte keine Messe, beichtete jeden Gedanken, ließ mir schwere Fasttage auferlegen, weil sie mir körperliche Leiden verursachten. Aber was war das Resultat? Das gleiche Sehnen und das alte Unrecht! Ich war schreckhaft und nervös, meiner Umgebung zur Last, meinem nachsichtigen Manne ein trauriges Rätsel, meinem Kinde eine pflichtvergessene Mutter, dem Gedächtnis meines edlen Vaters eine ungeratene Tochter!"

Sie macht eine Pause, ihre Lippen zittern, über die dunkelroten Flecke auf ihren Wangen laufen große Thränen.

„Vielleicht werde ich jetzt ruhiger werden, wo ich dir gesagt habe, daß ich die Schuld an dich mit meinem Leben abtrage. Was du an Glück

durch mich eingebüßt, kann ich dir nicht erſetzen, armer Erik, aber du ſtehſt auf der Höhe des Lebens, Verſöhnung lindert den Schmerz der Entſagung, du wirſt an mich glauben und dem Geſchick nicht abtrotzen wollen, was es dir hienieden nicht beſtimmte; die Bürde wird leichter werden in dem Bewußtſein, daß wir zwar frevelten nach menſchlicher Kurzſichtigkeit, welche nicht bis an den göttlichen Thron lauterer Gnade reicht, weil wir uns ſo ſehr liebten" — um ſeinen Mund ſpielt ein ſonniges, leidvergeſſendes Lächeln, das vorwärts, nicht zurück blickt — „uns ſo ſehr liebten, Erik, aber daß wir deshalb litten und kämpften, um dort zu beſtehen." Sie deutet mit ausgeſtrecktem Arm hinauf. „Ich bin bald am Ziel, dann helfe mir Gott! Deine Thränen um die Geſtorbene werden ſanfter fließen; die Toten begehrt man nicht, man gönnt ihnen die Ruhe. Bald — bald — ich werde für dich Fürbitte thun!"

Er taucht ſeine Blicke voll glühender Anbetung in die vergeiſtigten Augen neben ſich, er iſt ſo aufgeregt, daß er nur mit halbem Ohr

vernimmt, was sie sprach. Er ist in ihren süßen Mund vertieft, in den Ton, der wie Harfenspiel heraufdringt. Sie öffnet die Lippen mit einer eigenen Grazie und Anmut, wie zwei taufrische Rosenknospen, welche sich im Kusse begegnen. Er hat ihren Mund vor Augen gehabt bis in den Traum hinein, in der Wirklichkeit erfüllt er ihn mit trunkenem Entzücken.

„Wie schön du bist! Wie seltsam! Laß die Vergangenheit mit ihrem dunklen Ringen begraben sein, ich habe dich ja nun, mein Lieb!"

Wie ein halberstickter Jubelschrei klingen diese Worte; er ist auf die Knie gesunken und verbirgt seinen Kopf in ihrem Schoß, er jauchzt vor Wonne, die sich ungestüm kund thut, wie sein ganzes Wesen ist.

Sie faltet ihre Hände über seinen Nacken und haucht einen Segensspruch, den er nur mit dem Herzen vernimmt. Die Maiblumen in der alten Messingschale duften betäubend, der ganze Salon ist davon erfüllt; die kühle Luft, welche durch das offene Fenster strömt, giebt Erquickung;

tändelnd ſchaukelt der Abendwind die Gardinen. Erik ſieht flammend zu ihr empor.

„Wohin ſoll ich dich bringen, Geliebte? Weit fort, wohin das neidiſche Auge der argen Welt nicht reicht, fern von hier wollen wir das Oſtern unſerer Seelen begehen! Wohin, ja wohin?“ fragt er ſie immer und immer wieder. Dann voll Ungeduld: „Sehnſt du dich nach der Lagunenſtadt? Willſt du?“ Er flüſtert ihr Liebesworte ins Ohr und lauſcht auf ihren Herzſchlag. „Senta, hörſt du mich nicht?“ bebt es von ſeinen zuckenden Lippen, „aus Barmherzigkeit ſage ein Wort, du liebſt mich und vermagſt zu zögern! O nein, du biſt nur ſchwach und krank; ich werde dich beſſer pflegen als alle.“ In ſeinen flehenden Augen liegt der Himmel, der ihn mit ihr erwartet.

Senta ſitzt mit geradem Rücken da und ſtarrt mit gläſernen Augen auf das verwirrte Muſter des Teppichs. Das Blut ſteigt ihr in den Kopf, Angſt und Schmerz ſchließen ſich unklar aneinander.

Verstand sie ihn recht? es kann nicht sein! Unmöglich! In ihren Ohren ruft es: „Ja," ihre Sinne wollen es nicht fassen. Nein und abermals nein! Ihr Verstand ist umschleiert, ihr Herz sträubt sich gegen das Furchtbare. Ihre Hände und Füße werden allmählich eiskalt, die Fieberflecke auf ihren Wangen röter.

Erik rafft sich endlich auf, ihm ist der Hals wie zugeschnürt, er ringt die Hände in verhaltener Leidenschaft. Er ist überreizt, es droht ihn zu ersticken. Er will etwas sagen und drängt es zurück, er öffnet die Lippen, er setzt an und fährt zusammen, seine Mienen verdüstern sich; er kämpft mit einem bösen Verlangen, welches die alte Erbitterung ihm eingiebt. „Senta, Senta, beschütze dich und mich!" Der Angstruf verhallt und Senta rührt sich nicht.

Da bricht die selbstherrische Natur mit Macht hervor. „Sprich — oder — oder — ich zweifle dennoch an dir!"

Es giebt Worte, die man nie vergessen kann, weil sie grausam waren und unmenschlich. Senta

kennt ſie. Sie fühlt ihre ganze Qual bis an ihre Todesſtunde. Wenn ſich ein Engel zu ihr niederläßt mit dem milden Weſen der Gottheit und die Frage an ſie richtet: „Biſt du bereit? komm, komm zur ewigen Klarheit,“ dann wird es wie Seufzen durch ihre müde Seele gehen: „Nimm mich mit, ich ſterbe gern, er konnte dennoch an mir zweifeln!“

„Haben Sie ſich entſchieden, Gräfin? Die Zeit drängt, ich möchte nicht, daß man mich hier fände, um mich mit einem Eindringling zu verwechſeln. Meine Forderung iſt mein Recht; erinnern Sie ſich daran, daß ſie die einzige Entſchädigung ſein ſoll für ein verfehltes Leben, woran Sie — die Schuld tragen!“

Er ſteht vor ihr und ſieht ſie mit durchbohrenden Augen an, die Stirn gefaltet, die Brauen düſter zuſammengezogen; er geht mit harten Tritten im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt; es tobt wild in ſeinem Inneren, die Anklage gegen Senta wird mit jeder Sekunde vernichtender.

Sie hebt den Kopf und ſtützt ſich mit der einen Hand auf die Lehne der Cauſeuſe, mit der anderen gleitet ſie über ihre Stirn, als fehle ihr das Gedächtnis.

Sind es dieſelben Wände, dieſelben Bilder, welche eben erſt Zeugen waren von ſeiner lieben, ſchönen, vergebenden Sprache? Die Maiblumen, atmete er nicht ihren Duft ein und war ſo weich dabei? der Spiegel, ſtrahlte er nicht ſein ſo gütig mildes Angeſicht zurück? und ſie ſelbſt, Senta Szardon, heißt ſie ſo oder war alles ein Traum? Hoffte ſie etwas, ſo weiß ſie nicht mehr was, glaubte ſie an jemand, ſo iſt es vorbei, wollte ſie von Erik Dahlen in Frieden ſcheiden, um in Frieden zu ſterben — hin, hin, es wird nie mehr ſein! Sie iſt die Gemahlin des Grafen Geza Szardon und weiß, was ſie ihm ſchuldig iſt. Sie hat ihren Sohn um die rechte Mutterliebe betrogen; daß er aber nicht ſpäter den Namen ſeiner Mutter mit zorniger Scham von ſich weiſt, davor wird ſie ihn bewahren!

Erik Dahlen, dein Verlangen zieht kriegeriſch

ausgerüstet mit Harnisch und Helm zu Felde gegen die Ehrenhaftigkeit. Es stehen zu dir die Geächteten, welche dich mit Freudengeschrei als einen der Ihren empfangen. Selbst die, welche an keine Vergeltung glauben, schlagen sich zu deinem Feinde; sie haben einen Richter: ihr Gewissen, welches die Pflichtvergessenheit verurteilt. Die Kirche wird dich ausstoßen, die Welt wird dich verachten; die du beleidigtest, werden dich verfolgen bis an das Ende der Erde. Und du selbst wirst dich hassen, weil dich ein krankes mattes Weib um Lebensbrot bat und du ihr einen Stein reichtest, unter dem sie erlag. Erik Dahlen, du bist einer von denen, welche ihre Liebe schlecht und schlechter macht, sie hat dich statt hinauf- hinabgezogen. Maria und ihr Heiligen, bittet für ihn!

„Ich frage dich zum letztenmal: folgst du mir? Mach endlich dieser Komödie ein Ende!"

Noch einmal kommt die Liebe über ihn, vielleicht nur, weil ihm die öde Leere nach dieser Stunde mit Wahnsinn entgegenstarrt. Er will

bitten, flehen, knien, ſie kann nicht widerſtehen; er will betteln und will ſie hinnehmen wie ein Almoſen — das und noch viel mehr! nur nicht leben mit dem Fluch auf den Lippen und der Erinnerung an ihr todestrauriges, bleiches Geſicht.

Er tritt ganz dicht an ſie heran, ſo daß ſein Atem ſie ſtreift, er beugt ſich zu ihr herab und berührt ihr Haar mit ſeinem heißen Munde.

„Du biſt mein Alles, wende nicht dein liebes Auge von mir; gieb mich nicht dem Zufall preis, der mit mir macht, was ihm gefällt! Wenn ich dich nicht habe, dann will ich Himmel und Erde nicht. Willſt du zuſehen, wenn dein Geliebter ein großes Feuer in der Welt anſteckt, das mit Rieſengeſchwindigkeit um ſich greift und Paläſte und Hütten zu Aſche macht? Es iſt dies die Rache gegen das ganze Menſchengeſchlecht. Sage, ſage es mir!“ Er läßt ſeine Hände ſchwer auf ihre zarten Schultern fallen, ſeine Nägel krallen ſich in ihr loſes Gewand, verzweifelte Entſchloſſenheit leuchtet aus ſeinen Augen. „Willſt du zu meiner Mörderin werden?“

Senta richtet sich stolz auf, die schlanke Gestalt scheint zu wachsen, das Abhängig-Leidende fällt von ihr ab, ihre Bewegungen sind unnatürlich gekräftigt, um ihren lieblichen Mund legt sich ein wunderbarer Ausdruck von Würde und Weiblichkeit mit Mitleid gemischt. Ihr Blick hat sich dorthin gerichtet, von wo allein die Hilfe kommt. Mit dieser dunklen Stunde sühnt sie bis zu ihrer letzten auf Erden, denn die Liebe zu ihm löscht niemand aus. Ihre Hände strecken sich abwehrend aus.

„Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden."

Erik Dahlen taumelt zurück und stiert sie wie geistesabwesend durch verständnislose Augen an.

„Ich habe getragen und dachte, ich trüge es nicht. Damals lag ein langes Leben vor mir, welches ich in Leid verbringen sollte; in schleichendem Elend brachte ich es bis heute hin. Es ging vorüber. Und jetzt, wo mein Dasein sich schon von der kläglichen Weisheit ausrechnen läßt, sollte ich vor neuer Seelennot zurückweichen, welche

mich erwartet, aber der ein Halt! geboten wird, je früher je beſſer? Ich nehme den Kampf auf mit mir ſelbſt und mit — dir; thue mir, was über mich beſtimmt iſt, ich trinke den Kelch bis zur Neige. Gottes Engel werden dich behüten, mein — — mein armer, verblendeter Erik!"

Ihre anſcheinende Ruhe bringt ihn außer ſich, er ballt die Fauſt und ſtampft mit dem Fuß. Es kommen ihm die zügelloſeſten Gedanken. Sein Kopf iſt ſo ſchwer und irr, als wäre er von ſtarkem Wein berauſcht, die Saiten ſeiner Empfindung ſind ſo ſtraff geſpannt, als müßten ſie jeden Augenblick klirrend zerſpringen.

„Wenn ich ans Fenſter eilte und es auf die Straße riefe — was dann? Senta, Senta, wenn ich es thäte, würdeſt du dann mit mir fliehen, um deiner Schmach zu entgehen?"

Flammende Röte ergießt ſich nun über ihr ſtolzes, kaltes Geſicht, Empörung und Scham drängen die Liebe zurück.

„Ich würde ſchellen und dem Diener ſagen:

Herr Dahlen kommt von einem Abſchiedsdiner, welches ihm vor ſeiner morgenden Abreiſe gegeben wurde, bringen Sie ihn ſicher in ſein Hotel; ich zürne ihm nicht, da er nicht bei Sinnen iſt!"

„Grauſames Weib, das könnteſt du thun?"

„Ja, Erik, denn es gilt, Ihre Ehre zu retten."

Ein Hohngelächter antwortet. Er wirft ihr noch einen verachtenden Blick zu, merkwürdig ſchnell kühlt ſich ſeine Aufregung ab, als wäre ihm ein Eimer kalten Waſſers über das Gehirn gelaufen.

„Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieſes lieblos froſtige Gemüt
Kam Hochmut nur und Übermut hinein,"

ſummt er vor ſich hin und faßt nach ſeinem Hut, der auf dem Teppich vor ihm liegt,

„Hörſt du, wie mir im Kopf das Märchen klinget,
Und wie das Liedchen ſummet ernſt und ſchaurig?
Und wie das Mägdlein kichert leiſe, leiſe?"

In der Thür dreht er ſich um; ſeine Züge ſind ruhig, ſein Auge, von düſterem Haß erfüllt, ohne

Leidenſchaft. Mit einer ironiſchen Verbeugung ſagt er noch:

„— — — da wär's doch gar entſetzlich traurig,
Käm der Verſtand mir aus dem alten Gleiſe."

Senta lauſcht mit vorgebeugtem Körper, ihre Augen richten ſich mit verzweifelter Zärtlichkeit auf die Portieren, welche noch leiſe ſchwanken; ſie macht einen Schritt vorwärts, ihr ganzes Sein ſtrebt ihm nach; die Angſt lähmt ſie. O, nur einmal, einmal!

Die Arme weit ausſtreckend, ſinkt ſie todesmatt zuſammen, ihr weißes Geſicht liegt in den weißen Maiblumen vergraben.

„Fort — Erik, geh nicht von mir — mein Gott, vergieb mir die Sünde —"

Ihre Hände fallen ſchlaff herab, der Mund ſchließt ſich feſt — — ſie darf nicht.

Die weißen Glöckchen kühlen ihr die brennende Stirn und kriechen unter die wirren Locken; ihrem ſtillen Walde entriſſen, waren ſie beſtimmt, an junger, blühender Bruſt zu welken, ſchmachtend nach Sonne und Licht; nun ſchmiegen ſie ſich an

das troſtloſe Menſchenkind, welches von ihrem betäubenden Duft ohnmächtig geworden.

Graue Schleier ſpinnen ſich um ihren Geiſt, es iſt dunkel in ihr geworden. So findet ſie Jeanette und bringt ſie zu Bett.

Die Sonne ging an dieſem Tage wie an jedem Tage unter, nur erhob ſich plötzlich ein heftiger Wind und fegte durch die Gaſſen; er fuhr durch die Fenſter hinein und durchſtöberte die Häuſer, daß ihre Thüren mit Gekrach zuſammenſchlugen; er war ausgeſchickt, um einen Sonnenſtrahl zu ſuchen, der der Mutter Sonne entſchlüpft. Er hatte ſich in Sentas Herz verſteckt — ſie wußte es ſelber kaum. Der böſe, böſe Wind hat ihn entdeckt, er bringt ihn zurück, noch ehe die Sonne in roter Glut Abſchied von der Erde nimmt.

Nun ſoll er nie mehr zu Senta, weil er zu hell iſt für ihr krankes Herz.

— — — — — — — — — — — — —

Schon anderen Tages erzählte man ſich in den wintermüden Salons von Berlin, der viel-

beſprochene Erik Dahlen ſei mit franzöſiſchem Abſchied von dannen gefahren. Wohin? das war ganz unberechenbar bei einem ſo ungewöhnlichen Menſchen.

* *
*

Paris im März! Naßkalte Luft, feuchte Trottoirs, die großen Scheiben der Boulevardläden leicht beſchlagen.

Mit grauem, ſchwerem Himmel, dem Symbol farbloſer Überſättigung nach einem tollen, verrückten Karneval, erſcheint Paris wie die eleganteſte Frau, welche eine kurze Zeit die Caprice hat, ihre natürliche Grazie, ihren unvergleichlichen Liebreiz unter einer durchſichtigen Wolke zu verbergen.

Die Bahnhöfe, dieſe partie honteuse von Paris, ſind überfüllt. Wer ſich von der Seineſtadt losreißt, wünſcht, er hätte auch erſt die unvermeidlichen zehn Minuten auf der Gare hinter ſich, ſo ſchmutzig, grau und häßlich iſt die Verbindung von Paris mit der Welt. Man ſtößt und ſchiebt ſich an den Schaltern, die in einer

unbedeutenden Stadt der Provinz auch nicht spießbürgerlicher sein können.

Ein leeres Coupé ist der Stoßseufzer eines jeden, der Egoismus glänzt in diesem Augenblick fast bis zu tödlichem Haß.

„Pardon, Monsieur, der Platz ist belegt!"

„Nicht gestattet, Madame!"

„Wo soll ich mein Gepäck lassen?"

„Das Coupé nebenan ist gewiß weniger besetzt."

„Mon dieu, ein kleines Kind!" — ein wütender Blick der Mutter antwortet — „meine Nerven! Vierundzwanzig Stunden Kindergeschrei, es ist, um den Verstand zu verlieren!"

„Nur nicht ängstlich, Madame!" sagt eine fette, wohlwollende Stimme, „hier muß man sich durchbeißen."

Darauf in elendem Französisch: „Conducteur, wagon première classe, vite!"

Diese Mißhandlung der französischen Sprache verhallt ohne Berücksichtigung. Der Schaffner, in Beschlag genommen von drei reisefiebrigen

Engländerinnen, ringt nach Luft und hofft von Großbritannien auf ein glänzendes Douceur.

„Laſſen Sie ſich nicht abdrängen, Madame! So, hübſch neben mir bleiben, werde eine Landsmännin noch zu verteidigen wiſſen in Frankreich.“

Woher weiß er, daß ſie eine Deutſche iſt?

Er hatte im Warteſalon am Nebentiſch geſeſſen und, da er nichts Beſſeres zu thun wußte, beobachtet, daß ſie zwei Bücher zur Reiſelektüre mit ſich trug, ein franzöſiſches und ein deutſches. Neu ſahen ſie nicht aus. Er dachte darüber nach, ob man Bücher wohl zweimal leſen kann; das Reſultat war: nur wenn das Geld fehlt, neue zu kaufen.

„Hier hinein, gerade noch ein leerer Platz; werde mir erlauben, in Epernay vorzuſprechen.“

Der wohlbeleibte kleine Herr reichte ihr das Handgepäck hinein, die Coupéthür wurde dröhnend zugeſchlagen.

Aufatmend fiel Frau von Steinberg in die Polſter zurück. Sie! Wohin, woher? und welche Veränderung! Eine gealterte Frau mit trübem,

verschleiertem Blick, in vernachlässigter Toilette, das Haar in ungebrannten Strähnen in die gelbe faltige Stirn fallend, aller Toilettenkünste bar — eine Ruine! Was muß gerade diese Frau durchgemacht haben, um so weit zu kommen!

Die Mitinsassen nehmen wenig Notiz von der stillen Reisegefährtin, welche, in sich gekehrt, die Lektüre im Schoß, zum Fenster hinausstarrt. Sie hat wirklich viel gelitten und alles, alles durch eigenes Verschulden.

Ihre Leidensfähigkeit ist allerdings von Hause aus gering, die Wucht des Schlages aber war hart genug, um eine stärkere Seele zu brechen.

Der Zug rast dahin, Paris rückt ferner, das bethörende Steinmeer mit seinen unsagbaren Untiefen.

Die Türme von Notre-Dame strahlen heute zum erstenmal in der Frühlingssonne, Paris lacht in seine übertünchten Abgründe hinein, in Jammer und Elend. Paris hat nämlich auch Jammer und Elend, und welch tiefes Elend! aber es muß lautlos ertragen werden. Nichts hält das Schick-

ſal auf, weshalb Sorge um den Weg? Wie grauſam erſcheint Frau von Steinberg jetzt Paris, wo ſich früher in übermütigen, leichtſinnigen Tagen manche kleine pikante Aventüre abgeſpielt.

Aus Cannes war ſie vor gerade drei Monaten nach Paris gekommen auf eine Geldanweiſung, welche ihr nach vielen unbeantworteten, bittenden, klagenden, grollenden, dann wieder flehenden Briefen im Auftrage ihres Mannes zugeſtellt wurde. O welche Qual ging dem voraus! Und nun war ſie mit den letzten zehn Franken im Portemonnaie fremd unter Fremden, Nacht und Tag von der verzehrenden Ungewißheit gefoltert, ob ſie ein ſchmählich verlaſſenes Weib ſei, während der Falſche als Grandſeigneur ihr Geld in Paris vergeudete. Warum hatte ſie ſeinen Schwüren geglaubt, warum hatte die unglückliche Leidenſchaft ſie blind und taub gemacht!

In einem dürftigen Chambre garnie des Faubourg Montmartre unter verkommenen Größen, geheimen Gaunern und unglücklich Geſunkenen, welche ſie anwiderten, wohnte ſie. Die Adreſſe

des Banquiers in der Tasche, läutete sie mit zitternden Händen an der Thür seiner Privatwohnung. „Monsieur Gerlon," fragte sie beklommen, „pas à la maison?" Zwei-, dreimal wurde sie abgewiesen — endlich!

Monsieur Gerlon ist von hagerer Gestalt, mit stechenden schwarzen Augen, mäßig höflich, wie ein Mann, welcher außer seinen Berufsgeschäften schon viele andere vermittelt hat, die hoch anzuschlagen sind, weil sie ihn mit den Gerichten leicht hätten in Konflikt bringen können.

Monsieur Gerlon reckt sich, sieht auf seine goldene Uhr, und das Resultat ist: Baron Steinberg wünscht nicht, daß irgend jemand Einblick in seine Verhältnisse gewinne, er hat den Auftrag erteilt, daß alle derartigen Anfragen direkt abgewiesen werden. Es bleibt ihr also nichts übrig, als um die Adresse „ihres Mannes" zu bitten.

Monsieur Gerlon zuckt spöttisch die Achseln: „Baron Steinberg liebt keine Überraschungen, Madame."

Da ergreift sie seine langen verknöcherten

Hände und dringt in ihn. Arme Frau! Sie will das Herz dieses Mannes rühren, welches längst zu Eis erstarrt ist im Dienst des Mammons; sie fleht um die Wohnungsangabe ihres Gatten.

Der Banquier ist boshaft genug, Gefallen an kleinen Skandalen zu finden; er hat stets die Hand dazu gereicht, wenn sie sich ohne besondere Mühe einfädeln ließen. Er nennt ihr also die Straße und die Nummer, und wie sie hinausschwankt, reibt er sich lächelnd die Hände, ein verschmitzter Zug bleibt den ganzen Tag über auf seinem Gesicht.

Das elegante Haus, welches Baron Steinberg bewohnt, liegt auf dem Boulevard Haussmann. Marmortreppen mit weichen Decken führen hinauf; sie hält sich krampfhaft an dem goldenen Geländer. Ein frecher galonnierter Diener fragt nach ihrem Begehr.

Unästhetisches, ausgelassenes Lachen von Frauenstimmen dringt aus einer offenen Flügelthür zu ihr; dann Worte — o, wäre ihr die Schmach erspart geblieben! Da sie stumm bleibt und am

ganzen Körper zittert, wirft der Diener mit einer beleidigenden Redensart die Thür zu.

Als sie herauswankte, nebelte es stark; sie lehnte sich erschöpft gegen die Mauer, fast sinnlos vor Scham. Ihr erster Impuls war: Fort, fort aus dieser Atmosphäre der Gesunkenheit, fort in die Heimat, Schutz zu suchen! Aber wo das Geld hernehmen zur Rückreise?

Sie hatte aus einem Brief von Geza nach Cannes erfahren, daß Senta schon längere Zeit leidender als gewöhnlich — Senta, ihr Kind, o mein Gott! Eine unüberwindliche Scheu hatte sie zurückgehalten, wieder um Nachricht zu bitten und ihre Lage zu schildern. Das Fünkchen Stolz, welches noch in ihr schlummerte, war in dieser Leidenszeit zum nach Licht ringenden Flämmchen gewachsen. Besser trostlos und voll Sehnsucht umkommen, als die gerechte Verachtung und das Mitleid derer hervorrufen, die im Glück von ihr getadelt wurden.

Sie entschloß sich in tiefster Not, an ihren Mann zu schreiben; ihn mit Vorwürfen zu lang-

weilen, lag ihr fern, sie verlangte nur Rechenschaft über ihr geerbtes Vermögen, welches sie nun, wo ihr die Augen geöffnet waren, als Eigentum ihrer Tochter ansah. Vergebens! Baron Steinberg schwieg konsequent. Ihre verzweifelte Lage stieg von Tag zu Tag. Da, im letzten Momente, als der Selbsterhaltungstrieb sie zwang, gelang es ihr, eine reiche deutsche Familie im Grand Hotel auszukundschaften, welche sie früher oberflächlich gekannt. Wie eine Bettlerin bat sie um ein Darlehn — so weit war es gekommen! Und nun konnte sie zurück in die Heimat, ein hintergangenes, gebrochenes Weib, müde an Leib und Seele! Die Schule war bitter!

Am anderen Morgen verließ sie mit dem Wiener Kurierzuge Paris.

* *
*

Waldenfels im ersten Grün! Welcher Zauber! Die Abhänge ziehen sich in hellgrüner Belaubung dahin, bis hinein in den brausenden

Bach, an deſſen Rande blaue Veilchen ſtehen und der mit erneutem Lebensmut ſeine ihm geſetzten Bahnen überſchreitet. Lenz, o unbeſchreibliche Zeit, Auferſtehungsfeſt der Menſchenherzen! Es iſt wirklich wieder Frühling geworden. Hört ihr's, alt und jung? Über Nacht hat ſich die Welt erſchloſſen und prangt und blüht im Morgenrot der Wiedergeburt; die fernen Wälder und Auen dampfen von balſamiſchen Düften, in tauſend Vogelſtimmen jubelt es dem Schöpfer entgegen.

Am ſanften Abhange ſteht, ſchon von alters her, eine Bank von Stein, grau und grün gefärbt vom Zahn der Zeit. Es ruhte ſchon mancher müde Wanderer auf ihr aus, welcher vom Thal heraufſtieg und den Blick neugierig zu den Turmfenſtern des alten, ehrwürdigen Baues erhob, die weit hinausſchauen in die grüne geſegnete Gegend.

Ein blonder Knabe im Matroſenanzug, dem die Locken zerzauſt auf den entblößten Nacken fallen, mit energiſchem Mund und träumeriſchen

dunklen Augen, mit hochrot gefärbten weichen Wangen, wie die eines Mädchens, karrt Erde aus einem frischgegrabenen Loch an die Bank, um einen Festungswall herzustellen. Auf der Bank sitzt unsere alte Jeanette und windet aus Veilchen, die zerstreut auf ihrem Schoß liegen, einen Kranz.

„Für wen machst du den?" fragt der Kleine eifrig und unterbricht seine mühevolle Arbeit.

Jeanette prüft ihr Werk: „Für wen? Ich laß dich raten."

„Für Mama!" ruft er lebhaft mit blitzenden Augen.

„Weshalb fragst du noch?"

Der Knabe tritt dicht an die Bank heran und sagt offen: „Mama ist immer krank, da hatte ich sie vergessen."

Um Janys faltigen Mund zieht sich ein kummervoller Ausdruck, sie legt den Arm um die zarten Schultern des Kindes und deutet mit den Fingern nach den Fenstern: „Schau hinauf, Bubi, wer blickt dort zu dir herab?"

Die Hände über der Bruſt gekreuzt, winkt eine bleiche Frau ihrem Kinde zu.

Der Knabe ſchüttelt ſeine Locken ungeſtüm, und mit aller Kraft ſeiner Stimme ruft er: „Komm, mit mir ſpielen, Mama!“

Ein bitteres Weh zuckt in den dunklen Augen auf, welche denen des Kindes gleichen, noch ein mattes Grüßen, ein entſagungsvolles Lächeln — die Vorhänge bewegen ſich von der leichten Frühlingsbriſe.

„Arme weiße Blume,“ flüſtert Jeanette traurig, „kein Frühling mehr!“

Das Bild im Ahnenſaal iſt heruntergefallen in der ſtürmiſchen Herbſtnacht, ſo erzählt der Kaſtellan. Als der Wind um das Schloß heulte und der Regen gegen die Fenſter peitſchte, da hat es geſeufzt und gewimmert durch die langen Gänge, und eine weiße Frau hat, die Hände vor dem Geſicht, in einem der Fenſter geſtanden, vom Mondlicht grell beſchienen. Da, gerade um Mitternacht, iſt das Bild herabgefallen. Graf Geza ſoll es neulich vom Boden aufgehoben und,

wegen der Ähnlichkeit mit seiner jungen Gemahlin, befohlen haben, daß es nach Berlin in seine Wohnung geschickt werde. Er ahnt nicht, was es damit auf sich hat. Böse, böse Vorbedeutung!

„Aber, Jany, was sitzest du denn so da und thust nichts; hilf mir doch!“ klingt es verzogen von des kleinen Grafen Lippen. „Wenn du nicht willst, muß ich die Mama holen.“

„Mama wird nie mehr kommen,“ entfährt es der Alten in der Fortsetzung ihrer Gedanken.

„Dann hole ich sie, und müßte es aus dem Himmel sein, so weit, vom lieben Gott,“ antwortet der trotzige Kindermund schnell gefaßt.

Jeanette starrt ihn entsetzt an und entfärbt sich vor Schreck. „Still, still, Erwin, nimm deine Sachen zusammen, vom Turm schlägt es zwölf Uhr, wir wollen gehen.“

Vor vierzehn Tagen waren sie eingezogen in demselben Wagen, in dem vor einigen Jahren der todkranke Graf Waldenfels die Heimat verlassen hatte. Viele Gesichter von damals schau-

ten neugierig in das Innere und erhellten sich beim Anblick des jubelnden Kinderantlitzes. An Stelle der enthusiastischen Anhänglichkeit für den Grafen und die Comtesse war nach und nach, wie das so im Herzen des Volkes liegt, Gleichgültigkeit getreten; es liebt nur, was es sieht, es ist dankbar für das Gute, was ihm ohne eigene Mühe in den Schoß fällt. Die warmen, meistens auf äußere Vorteile gegründeten Gefühle waren wieder in thränenreicher Betrübnis aufgeflackert, als sich der kleine, schwermütige Leichenzug von der fern gelegenen Bahnstation durch das Dorf bewegt hatte. Mit der geschlossenen Thür des Grabgewölbes ging den Leuten eine Regung verloren, welche nur unter dem unmittelbaren persönlichen Einfluß gediehen war. Erst vermißte man Gräfin Senta noch als den Engel der Wohlthätigkeit, dann wurden nur zu bald grollende Stimmen laut; das neue Beamtentum in Abwesenheit der Herrschaft gefiel ihnen nicht, und Murren und Klagen mehrten sich. Da tauchte nach Jahren das Gerücht auf:

Gräfin Senta kehrt zurück in ihren Besitz! Es wurde Licht in den Seelen der alten Unterthanen, die alte Zeit war so gut gewesen; die jungen Leute fragen wenig danach, der Geist des Fortschritts dringt bis in die Hütten.

Zurückgesunken in die Polster des geschlossenen Landauers, trotz des warmen Frühlingstages fröstelnd, so hält Gräfin Senta ihren Einzug.

Ein altes Weibchen stand feuchten Auges am Wege und schaute hinein in den Wagen. „Gräfin Senta kommt, hört ihr's?" Ihr trüber Blick suchte bekannte, liebe Züge; sie legte die Hand über die Augen und schüttelte den Kopf: „Nein, nein, Gräfin Senta war es nicht!"

Der ernste Gemahl beugte sich zärtlich über ihre schmalen Hände in männlich zurückgehaltener Wehmut, der Wagen hielt vor dem Portal, ein unruhiger Kinderkopf konnte den Augenblick nicht erwarten.

„Grüß Gott!" unter Freudenthränen. Über Sentas bleiche Züge schwebte ein traumverlorenes Lächeln. „Ja, ja, die Heimat!"

Immer üppiger herrſchte nun der Frühling, immer wärmer wurden die Strahlen der Sonne.

An einem Spätnachmittag, wie er nicht ſchöner gedacht werden kann — der blaue wolkenloſe Himmel lachte wie ein Verliebter die geſchmückte Erde an —, liegt Sentas ſinnendes Köpfchen in dem Gerank des Epheus; es iſt von der Lehne des Gartenſtuhls herabgeſunken in das weiche Kiſſen der Blätter, ein weißes Roſenblatt auf dunklem Strauch.

Geza iſt auf ihre Bitten mit Erwin in den Wald gegangen. Der gute, edle Geza — wie trügeriſch hat ſie an ihm und ſeiner Liebe gehandelt! Ehe er ſie heute, nur ungern, verließ, kämpfte etwas in ihm, ſie fühlte es wohl; dennoch war er gegangen, den Knaben zu holen; nur wenige Schritte, und wieder ſtand er neben ihr, hoch und ernſt. Er ſtrich ſanft über ihre weiße Stirn, wie die milde Hand des Vaters bei dem kranken Kinde thut, dann ſah er ſie an, als müßte er es ſagen, was er lange, lange verborgen gehalten, es ließ ſich heute nicht zurück-

drängen, der Tag war so berauschend und die Sehnsucht nach etwas Glück so übermächtig. Der Zug um seinen Mund wurde so weich und die Augen glänzten feucht.

„Wer einen Schatz gefunden, der will ihn heimlich bewahren; auch ich will den meinen hegen und pflegen, meine Senta. Was mein Herz sich stündlich fragt, weißt du so gut wie ich. Bis die Rosen blühen, mein Liebling, sollst du ihm die Antwort schuldig bleiben; dann aber, will's Gott, dann — o, ist es auszudenken! — küsse ich sie mir von deinen aufblühenden Wangen, dann wissen wir beide nichts mehr von Leid!"

Der Kuckuck rief gerade einmal verstohlen unten im Park. Einmal, also dieses Jahr, dachte sie. Sie empfand kein Bedauern. Wenn die Rosen blühen, die Rosen, auf die er sich so freut, dann werde ich mein böses Leid überwunden haben. Seines ist fleckenlos und rein, solches hilft Gott den Menschen tragen.

„Ja, wenn die Rosen blühen, Geza!" hatte

ſie geantwortet. „Weißt du auch, welche ich ſo ſehr liebe?“ Sie ſprach wie träumend. „Stecke mir eine reine de neige an die Bruſt, taufriſch, beim Sonnenaufgang erſt erblüht. Es muß eine reine de neige ſein, hörſt du, keine andere. Sonſt abends, wenn der Mond aufging, warf ich eine hinab in die ſchimmernde Tiefe; die geheimnisvolle Flut trieb ihr Spiel mit der welken Roſe, deren Duft ich mit lachendem Munde am Tage eingeſogen.“ Sie hatte die blutleere Hand auf die heißen Augen gelegt und war damit zurückgekehrt in die Gegenwart.

Mit zitterndem Finger und angſtvollem Blick hatte ſie Gezas Arm ergriffen: „Was ſagte ich? Nein, nein, bring ſie mir nicht, ich wußte nicht, was ich redete, mein Kopf iſt wüſt und meine Sinne ſind befangen! Kein Menſch auf Erden iſt ſo gut wie du! Verſprich mir, daß du ohne mich leben wirſt; um des Knaben willen, Geza, ſollſt du vergeſſen und um mir das Scheiden, die Qual — o mein Gott! — zu erleichtern.“

Sie hatte die Hände um ſeinen Hals gelegt

und ihm ängstlich forschend in das erregte Gesicht gesehen, so flehend, so tief und doch so innig, daß er diesen Blick nie, nie wieder vergaß. Er hatte die Farbe gewechselt und kämpfte schwer in dieser Minute, thränenerstickt klang es von seinen Lippen: „Wenn des Mannes Liebe ins Grab sinkt, bleibt ihm hier die Pflicht — dort aber“ — er deutete nach oben — „die Hoffnung auf ein Wiedersehen.“

So war er gegangen, und die alte Apathie kam wieder über sie. Sie hatte die Zeit nicht erwarten können, nach Waldenfels zu kommen; nun, wo sie da war, empfand sie nur die lähmende Müdigkeit, welche ihre Seele in einem Halbschlaf erhielt.

Wieder saß sie jetzt und träumte, buntes wirres Zeug ohne Anfang und Ende, ohne Liebe und ohne Haß. Von Erik. Er spielte wunderbare Melodien an der Küste von Schweden, seiner Heimat, Gräber warfen sich um ihn auf, alte versunkene Hügel, deren Anblick nicht mehr 'chmerzt; er spielte und lachte und sah sie an,

lachte lauter, ſie hörte jeden Wechſel in ſeiner Stimme, aber ihr Blut kreiſte nicht wild und flammend in den Adern wie früher, es ſchlich träge durch den Körper bis an ihr Herz, und das ſchlug matt, ohne pochende, auflodernde Qual. Sein Auge verdüſterte ſich, ſie ſah es wohl. „Unwiderſtehlich, Erik, wenn auch zürnend!“ rief ihm eine bleiche, dem Tode verfallene Frau zu. Da lachte er böſe und ſein Geſicht zuckte unſchön; es klang ſo grell und ſcharf, daß der Epheu unter ihrer Wange zitterte. Sie hört nicht, daß hinter ihr auf der Treppe heimliche Fußtritte heraufkommen, unſicher ſchleichend, wie ein Dieb, und daß ein großer Mann in gebückter Haltung, nachdem er lange hinter der dickſten Linde geſtanden, den lauernden Blick zu ihr emporgerichtet, ſich nun hinaufdrückt. Senta, in Gedanken weit, weit, für ewig weit, hört nichts. Der Mann trägt einen alten beſtaubten Sommerüberrock, den breitkrempigen Hut, der ſchlaffe, verlebte, von Leidenſchaften zerriſſene Züge bedeckt, tief in die Stirn gedrückt. Der aufgeſetzte Schnurrbart, eine ſchä-

bige Eleganz im Arrangement der Toilette, gelbe unstäte Hände mit lang zugestutzten Nägeln und die von Genußsucht zeugende Falte um die vibrierenden Nasenflügel — das sind die Überreste des früheren Weltmannes. Ein langer, hin und her schwankender Schatten, welcher auf die Quadersteine fällt, sowie ein leiser Pfiff neben ihr lassen Senta auffahren.

„Still, um Gottes willen, still, es darf mich niemand hier vermuten! Sie scheinen sich ja übrigens recht zu freuen über dieses Wiedersehen? Lassen Sie sich zum Trost sagen, daß es nur nach Minuten zählt, ich befreie Sie von dem widrigen Anblick, der Sie zu erschrecken scheint, wie die Taube vor dem Raubvogel erschrickt. Um Hilfe zu rufen, lohnt nicht. Gräfin Senta, welche niemals sehen konnte, daß man eine Spinne zertrat, und um deren Leben bat, sollte dem alten guten Bekannten, der halbtot gehetzt von einer ganzen Bande von Lumpenhunden, die sich an seinem Verderben ergötzen würden, nachdem sie vorher mit ihm gepraßt und geschwelgt, die Ge-

währung einer Bitte, die für ihn Leben oder Tod bedeutet, erbarmungslos abschlagen können? Dann müßte sie statt eines süßen Herzchens einen Stein in ihrem schönen Busen tragen." Er zuckt zusammen, weil ein Vogel aufflattert, und späht scheu nach allen Seiten. „Verdammte Nervosität! Ich fühle, bei Gott, daß ich reif bin für die Neue Welt — nur Geld, Geld, und ich kehre nie zurück! Geld, Gräfin, aus Mitleid! Was ich gethan, ist finstere Nacht, wovon Ihr klarer Tag nichts ahnt. Ob ich bereue, ich weiß es nicht; sehen Sie mich nicht so vernichtend an. Ich bereue, ich schwöre es! Wenn ich nur drüben und hier tot bin. Eile, Eile, das Schiff geht ab, und bald ist's zu spät. Der Name einer gewissen Frau von Steinberg gebrandmarkt, auf die Anklagebank gebracht und mit Schmutz beworfen — das giebt einen charmanten Skandal für die Herren Zeitungsschreiber! Ich warte dort unten hinter der Hecke, wo sich die Wege kreuzen. Lassen Sie dem Sünder Zeit zur Reue, ich flehe Sie an, Sie Reine, bei Ihrem eigenen Seelen-

heil!" Gefolterte Erwartung spricht aus seinen Mienen.

Senta erhebt sich mit abgewandtem Gesicht; Abscheu, Verachtung und Scham treiben ihr das rote Blut bis in die Fingerspitzen. Der alte Haß kämpft mit zwei gewaltigen Gegnern: der Ehre der Mutter und der eigenen Weichherzigkeit. Sie zögert. Da durchfährt sie ein Gedanke, ein so gewaltig furchtbarer, daß ihre Zähne aneinanderschlagen. Jetzt ist die Stunde da, wo ihre Ahnung zur Gewißeit werden kann, sie hält die Entscheidung selbst in ihren Händen: das grauenhafte, dunkle Geheimnis des Hauses Waldenfels soll an das Licht gebracht werden.

„Wer war der Mörder meines Vaters?"

Er windet sich wie ein Wurm unter der Wucht des unerwarteten Schlages, seine Knie schlottern, die Lippen, bläulich weiß, öffnen sich zu einem erstickten Wutschrei. „Die Zeit verrinnt, verfluchte Lage!" Unerhörte Seelenqual, welche um die Sekunde feilscht. Haben sich alle Höllenmächte gegen ihn verschworen?

„Wer war der Mörder — und — und ich zahle!“ Es ringt sich gepreßt aus ihrer Brust.

Sie zahlt, flüstert ein Heer von Stimmen, dein Leben — Rettung — Rettung — sie zahlt.

„So sei es! Du grausames Weib mit den Augen einer Heiligen! Ich wollte nur dich, dich erringen und wußte, daß nur über seine Leiche der Weg zu dir ging. Die Spekulation war verfehlt. Willst du den Mann an den Galgen bringen, den seine rasende Leidenschaft zu dir zum Verbrecher machte?“

Senta wirft einen einzigen Blick auf den feigen Sünder, dieser Blick sagt mehr als alle Sprachen der Erde; und wie sie so hoheitsvoll, aber totenbleich, an ihm vorüberschreitet, ihre Augen schmerzlich den Himmel suchen und der Saum ihres Kleides ihn streift, da hält er sich taumelnd an der Balustrade des Balkons fest.

Von Mißtrauen gefoltert, blickt er der stolzen Gestalt nach. „Eine Gräfin Waldenfels kann nicht lügen, sie wird ihr Wort halten!“

Seine langen Finger strecken sich gierig aus,

als witterten sie blankes Gold. Ja, sie kehrt zurück — ein gefülltes Portefeuille fällt vor seine Füße. Die Anspannung in seinen Zügen läßt nach, triumphierend hebt er es auf.

„Fort!“ Mit letzter Anstrengung stößt sie's hervor, und während er flieht, fällt der zarte Körper schwer zur Erde; ein Blutstrom ergießt sich von ihren Lippen über das weiße Kleid.

* *
*

Als die Rosen im Park sich erschließen wollten, die Natur in atemloser Wonne einer einzigen heißen Liebkosung glich, da kam aus dem sonnigen Himmel ein Engel geflogen. Seine weichen Fittiche berührten die Knospen, daß sie wie mit einem Zauberschlage erblühten; er flog weiter durch geöffnete Fenster in einen dämmernden Raum; die Luft, schwer von dem Duft hereinhängender Akazienzweige, bewegte sich müde bei seinem Nahen. Wunderbar mild und voller Barmherzigkeit, wie leiser Harfenton im Säuseln des

Windes, fragt er: Bist du geschürzt und gegürtet? bist du bereit? Ich klopfe an!

Leise flüsternd erzählt es der Nachtwind den traumumfangenen Zweigen.

Ich klopfe an! Die Welt, müde vom Blühen und Prangen, schlummert ein.

Ich klopfe an! Alles verstummt, ein dunkler Flor fällt langsam allmählich herab, bis er die müde Erde mit ihren müden Menschen bedeckt; leise, leise auf Elfenfüßen, kein Laut der aufgeregten, rastlosen Zeit störe diesen seligen, letzten Schlaf, der keinen irdischen Morgen kennt.

Ich klopfe an — nicht umsonst als Mahner an die große Ewigkeit; als Wegführer, als Abgesandter trage ich die wegmüde Seele in dieser sternenklaren Sommernacht empor.

— — — — — — — — — — — — —

„So müde, so müde!“ hatte Senta gesagt, und dabei war ihr bleiches Köpfchen erschöpft auf Gezas Schulter gesunken.

Die Turmuhr schlug Stunde um Stunde, die Wipfel der Linden rauschten geheimnisvoll in die

Nacht hinein, um den matten Lichtkreis der heruntergeschraubten Lampe schwirrten Nachtfalter hin und her, würzige Luft erfüllte das Gemach. Er glaubte, sie schliefe, und rührte sich nicht; aber kälter wurden ihre willenlosen Hände, immer schwächer der Atem. Da beugte er sich in ahnungsvollem Entsetzen über sie. Draußen hallte ein schluchzender Ton wieder, vielleicht ein verirrtes Vögelein, dann blieb alles still, nur die Nachtfalter flatterten eintönig weiter, bis die Lampe knisternd erlosch. Gezas Lippen berührten lange, lange die kleine, längst erkaltete Hand. Wie lange? er wußte es selber nicht; jedenfalls graute im Osten schon der taufrische Morgen, als er sich erhob — ein gebrochener Mann.

Als Erwin erwachte, sagte ihm Jeanette unter tausend Thränen, daß seine gute, liebe Mama von einem schönen Engel in den Himmel geholt sei. Von nun an betete er in seinem kindlichen Unverstand nicht mehr zum lieben Gott, sondern allabendlich zur Mama. Armer kleiner Erwin!

Wer selbst den Schmerz beim Nacken gepackt

und ihm zugeraunt hat: Laß ab, du vernichteſt mich! der weiß von dem Heldenmut zu ſagen, welcher mit den Waffen des Geiſtes im harten Kampfe ringt; nicht Mann gegen Mann in heißem Streit, ſiegend oder ſterbend — nein, gerade lebend und die Laſt tragend — tragend bis zum letzten Augenblick.

Geza trägt es. Wie? wer fragt danach! Die Welt, in der er lebt, am wenigſten. Seine Hand zittert, wenn er jetzt eine ſchneeweiße Roſe vom Strauche bricht. Früher trug er ſie oft genug übermütig im Knopfloch im gedankenloſen, unverwüſtlichen Glauben an das menſchliche Glück; die Dornen an den Roſen hatten ihn noch nicht verwundet.

Winter und Sommer blühen fortan dieſe weißen Roſen auf ſeinem Schreibtiſch, über dem das Bild der todestraurigen Ahnfrau hängt, ſo lieblich, ſo hold, ſo wegmüde wie ſeine Senta.

Schlafe aus unter dem grünen Raſenhügel, wie du es gewünſcht, du ungeſtümes Herz! die du eine Fremde warſt unter Fremden. Du liegſt

ſo ſtill, ſo ruhig, wie du nie, nie wieder lagſt ſeit der ſeligen Kinderzeit. Die Vögel ſingen über deinem Grabe, und auf dem glänzenden, hohen Kreuze brennen die Sonnenſtrahlen. Dich kümmert's nicht.

* *
*

Eine vor der Zeit gealterte Frauengeſtalt mit gramdurchfurchten Zügen beugt ſich über den Grabeshügel und ſchmückt ihn mit friſchen Blumen. Das und den Roſenſtrauch zu pflegen, deſſen weiße Knoſpen ſich tief, tief herabneigen zur Erde, iſt fortan ihr Beruf.

Hier begegnet ihr oft ein ernſter Mann, einen blonden Knaben an der Hand. Gemeinſames Leid verbindet die Herzen, die ſich in glücklichen Tagen nicht verſtehen konnten.

Graf Szardon hat Wort gehalten, er lebt ſeiner Pflicht: der Erziehung ſeines Sohnes und ſeiner diplomatiſchen Laufbahn.

Unter einem Briefpaket, das er nach Sentas Tode ſorgſam aufbewahrt, befindet ſich ein nach

Peaux d'Espagne duftender, mit langem goldenem Namenszug verſehener eleganter Bogen; das Datum zeigt auf einige Wochen vor Sentas Tode zurück. Geza hat ihn mit den anderen geleſen; der Anfang paßt nicht für ſeine Stimmung, der Schluß aber iſt für ihn eine neue Beſtätigung der Unvollkommenheit des Lebens. Die großen Schriftzüge ſind an einigen Stellen faſt unleſerlich verwiſcht: „Ich glaubte ja ſtets an Caras weiches Herz; auf fremdes Leid fielen ihre Thränen," ſagt er ſich, „Gott wolle es ihr lohnen!"

„Chère Cousine! Um als ein ſogenannter intereſſanter Mann in der Welt herumzulaufen, muß man anders ſein wie mein Viki; will man aber das Bild eines guten, braven, großmütigen Menſchen ſehen, ſo muß ich Vikis Photographie herumſchicken. Somit kann ich euch beruhigen über Baron und Baronin Störenberg: er nach viermonatlicher Ehe noch ſterbensverliebt, ſie wohl nicht mehr ganz ſo froh wie ehedem — ſchön war's doch! — aber auch dem armen Viki keine gar zu große Enttäuſchung; das verſpreche ich —

besonders wenn das Geld reicht wie bisher. Ich komme mir so groß vor, daß es mich nicht wundern soll, wenn ich übers Jahr nur noch Kindsfrau spiele.

Halt, was mir da einfällt! Ihr erinnert euch des bewunderten Genies Erik Dahlen, der so viele Seufzer unerhört, Liebesfragen unbeantwortet ließ. Das war Erik Dahlens dämonische Macht über die Frauen, er selbst kalt bis ans Herz hinan. Jetzt ist das große Rätsel gelöst: vom gottbegnadeten Künstler ist nichts geblieben als eine umnachtete Seele und ein dem Wahnsinn verfallener, irrer Geist. In der Raserei wollte er die Aristokratie stürzen. So brach das unheilvolle Leiden aus — sie brachten ihn in eine Irrenanstalt."

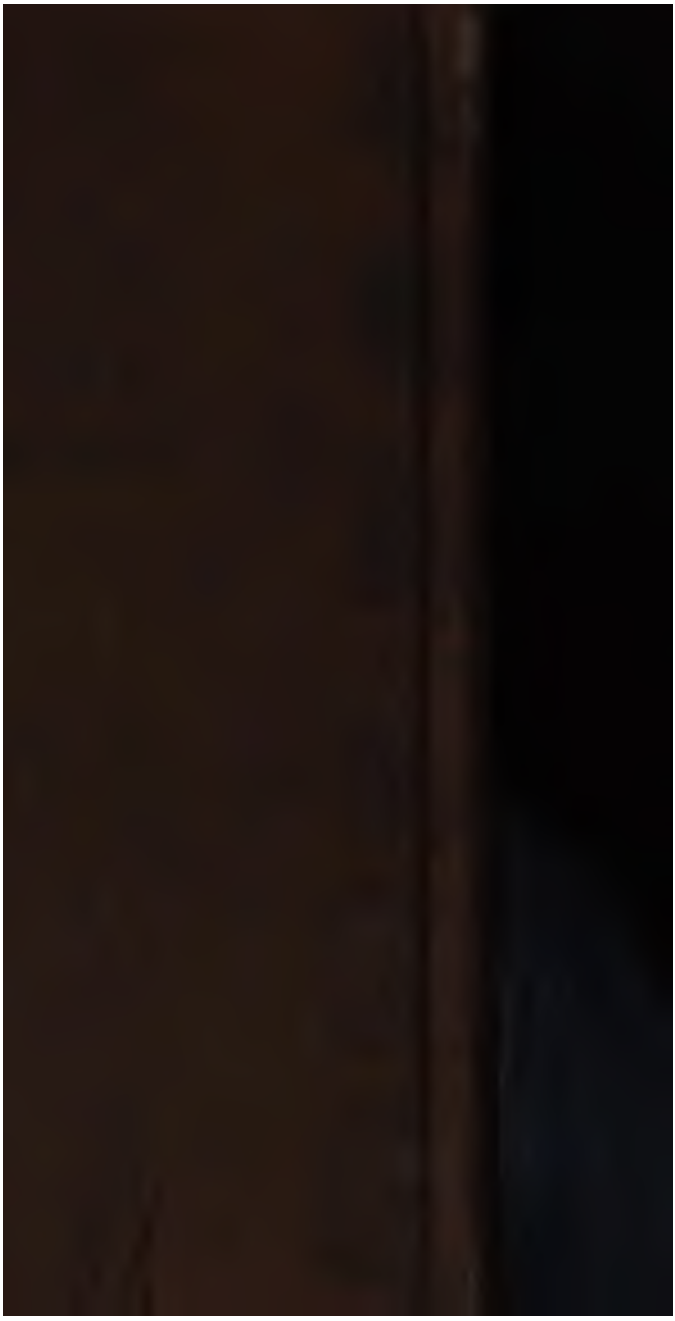
Hier hörten die Thränenspuren auf.

* * *

Graue bleifarbene Nebel lassen sich nieder auf die Erde, sie umhüllen das Sichtbare und

das Unsichtbare zu einer gleich undurchdringbaren Leere; die zagende Frage „Warum?“ vertönt ungehört im großen, unendlichen Weltall.

Die Antwort vermag nur Der zu geben, vor dessen göttlicher Klarheit die Nebel hell sind. Senta ist zu dieser Klarheit eingegangen.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

APR . . 1930